



Pikante und heitere
Blätter.

— Erscheint in 18 Heften à 50 kr. ö. W. = 90 Pfenn. S. —



— Ah! der Kerl bleibt die Miethe schuldig und empfängt galante Besuche? Da muß ich denn schleunigst die Möbel versteigern lassen . . .

Die Sammlungen des Barons Asperge.

Von Hans Soldanski.

Mein Freund, der Baron Asperge, war ein Mann, dem die Natur Alles verliehen hatte, was Weiberherzen verderblich zu werden pflegt: eine hohe, schlanke Gestalt, ebenmäßige Gesichtszüge und jene seltene, nicht zu erlernende Kunst, Stunden lang über die wichtigsten Gegenstände geistreich plaudern zu können. Den zahlreichen Erzählungen zufolge, die in der Stadt über seine Liebesabenteuer in Umlauf waren, mußte der Baron in seiner Jugend ein erschrecklicher Don Juan gewesen sein. Das merkwürdigste Relief verlieh ihm aber zweifellos ein Gerücht, das von einer eben so seltsamen, als interessanten Sammlung sprach, die sich Asperge schon seit Jahren angelegt haben sollte. Welcher Art diese Sammlung war, wußte eigentlich Niemand. Gesehen hatten sie nur einige vertraute Freunde, und diese bewahrten darüber ein ebenso hartnäckiges Stillschweigen, wie der Baron selbst.

Eines Abends, als ich nach eingenommenem Diner mit meinem Freunde allein war, entschloß er sich auf meine dringenden Bitten, auch mir seine Sammlungen zu zeigen. Er führte mich in ein Gemach, in dem sich außer einigen Fauteuils nur zwei sehr große und geräumige Schränke befanden. In den Fächern dieser Schränke lagen, offenbar nach Jahrgängen wohlgeordnet, zahlreiche Damenstrümpfe in allen Größen und Variationen, die Stoff, Farbe und Form zulassen. Ich errieth, was sie bedeuteten. Es waren die Siegestrophäen, die der Baron den Frauen, die seinen Liebeswerbungen unterlegen waren, zu entreißen gewußt.

Welche Fluth von Gedanken drängte sich bei der Betrachtung dieser eigenartigen Sammlung auf! Wie viele zarte, rosige Füßchen hatten diese Strümpfe einst den Blicken entzogen, wie manch' ein weißes, schöngeformtes Bein und dann erst weiter oben hinauf, wo unter dem Spitzenbesatz des Hüßchens das Band verborgen lag, das die neidische Hülle befestigte.

Der Baron, der auf einem Fauteuil Platz genommen hatte, war in Gedanken versunken. Ich ehrte sein Schweigen in Anbetracht der vielen Trophäen, die ich sah. Endlich begann mein Freund:

„Du weißt, was diese Strümpfe zu bedeuten haben. Fast ein jeder von ihnen ist mir eine theure Erinnerung. Dort jene, die Du oben in dem linken Fache liegen siehst, gaben mir die Idee zu meiner Sammlung. Es waren die eigenartigsten Strümpfe, die ich je gesehen. Ungefähr bis zu den Knöcheln, oder noch eine Handbreite darüber hinaus, setzten sie sich aus farbigen Ringen zusammen und gingen dann in ein liches Fleischrosa über, so daß sie den Eindruck erweckten, als sähe man ein nacktes Bein. Nie werde ich des Mädchens vergessen, das jene Strümpfe trug. Auf einem Ausflug, den ich mit einem meiner Freunde in die Umgebung unserer Stadt unternommen, hatte ich sie kennen gelernt, und unter einem Fliederstrauch, dessen Blüten berauschend dufteten, genoß ich in ihren Armen das wonnigste Glück. — Uebrigens sind mir nicht alle Strümpfe eine liebe Erinnerung, denn viele bedeuteten für mich auch eine Enttäuschung.“

„Eine Enttäuschung?“ fragte ich erstaunt. „Wieso?“

„Einfach genug,“ versetzte mein Freund, „weil ich sie am unrechten Orte fand. So lernte ich einst ein Mädchen kennen, dessen volle, üppige Gestalt heißes Verlangen in mir erweckte. Und als ich sie dann wirklich besitzen sollte, als ich zum ersten Male mit ihr allein war, und eine Hülle nach der andern fiel, da versuchte sie verschämt etwas zu verbergen, was vordem schützend und erregend auf ihrem vermeintlichen Busen geruht hatte. Es waren — einige Strümpfe und auch ihnen habe ich einen Platz in meiner Sammlung eingeräumt.“

Da oben, im zweiten Fache links siehst Du ein Paar schwarze Seidenstrümpfe liegen, die auch ihre Geschichte haben. Sie gehörten einst einer vielgelesenen Schriftstellerin, um deren Gunst ich mich nur bewarb, um einen Blaustrumpf in der Intimität kennen zu lernen. Nun denn: blaue Strümpfe trug sie nicht, vielmehr ganz moderne schwarze Seidenstrümpfe, nur daß beide an den Fersen durchlöchert waren, — wie Du Dich jetzt noch überzeugen kannst. Das Renommé des Standes war gerettet.

Hier siehst Du ein Paar hoch hinaufreichende Strümpfe von fleischfarbenem Seidentricot. Sie sind eine Erinnerung aus der französischen Hauptstadt. An der Innenseite des einen kannst Du heute noch eine Art Täschchen sehen; es war die Privatkasse der Horizontalen, von der ich nach einem Schäferstündchen die Strümpfe erstand. Es versteht sich, daß sie zuvor die paar Louis herausnahm, die sie darin aufbewahrt hatte.“

Ich mußte lachen, ebenso wie mein vielerfahrener Freund.

„Und welches Mädchen,“ fragte ich dann, „hat Dir eigentlich die süßeste Erinnerung hinterlassen?“

„Ach,“ versetzte mein Freund, indem er schwärmerisch zur Decke empor sah, „das war ein Mädchen, das ich einst auf dem Gute eines Bekannten kennen lernte. Auf einem Feldwege hatte ich sie zuerst gesehen; bald wußte ich ihre Gunst zu gewinnen und noch am nämlichen Abend gab sie sich mir zu eigen in Gottes freier Natur, während melancholisch im Grase ein Heimchen zirpte.“

„Und ihre Strümpfe?“ unterbrach ich Asperge.

„Es war ein herrliches Weib,“ versetzte dieser, ohne meinen Einwand zu beachten. „Ihr Körper hätte das Entzücken jedes Bildhauers erregt. Voll und fest war ihr Busen und ihre Schenkel wetteiferten mit dem Marmor in blendender Weiße. Aber es war eine Bauernmagd und sie trug — überhaupt keine Strümpfe!“

Flattervögelchen.

Es kam hierher auf Sommerfrische
Die kleine „Handschuhwäscherin“;
Ich plaudere am Gartentische
Ein Morgenstündchen mit ihr hin.

Sie zeigt mir ihre Siegelringe
Und sie erklärt mir nebenbei,
Daß der Besitz der schönen Dinge
Der Hände Fleiß zu danken sei.

Ich nickte nur. — Im ganzen Weiler
Ist es bekannt für Jedermann:
Es haben auch die Liebespfeiler,
Die Beine, ein Verdienst daran.

T. P.



Die kleinen Schwänke des Herrn Cadet-Bitard.

Von Armand Silvestre.

V. Ländliches Idyll.

I.

Sie hatte ihm einige Sekunden lang die behandschuhten Spitzen ihrer Finger überlassen und hatte gesagt:

— Morgen um 3 Uhr, in Trianon.

Und während sie in einen jener schwerfälligen Miethwägen hüpfte, deren Gerumpel das Pflaster von Versailles in Aufruhr bringt, blieb er einen Augenblick auf dem breiten Fußsteig des Bahnhofes stehen, um von der inneren Fläche seines eigenen Handschuhes das köstliche Aroma einzuathmen, welches sie daselbst zurückgelassen hatte. Sie hatte sich, obgleich es im Waggon mehrere leere Plätze gegeben, wie zufällig ihm gegenüber gesetzt, als ob es in der Welt der Leidenschaften — dieser geheimnißvollen und zugleich unerbittlich logischen Welt — einen Zufall gäbe. Sein Verlangen war wie zerschellt und auf ihn selbst zurückgeprallt, als es an diese kalten Amethyst-Augen stieß. Allein dieser erste Schrecken hinderte ihn nicht, sich dem grausamen Vergnügen hinzugeben, dieses schöne, vollkommen regelmäßige Gesicht von lateinischer Race zu betrachten, dieses schwere Haar, das wie eine blauschwarze Woge auf der schmalen Stirne lagerte, diesen tückisch lächelnden, frischen, fleischigen Mund, der die Härte des Blicks gleichsam Lügen zu strafen schien. Ihre ganze, schöne Person entlang, die in einer Ecke lehnte, um die vorbei eilende Landschaft zu betrachten, schweifste seine wollüstige Träumerei, bald wie eine Guirlande von Volubilis an den Spitzen ihres Busens haften bleibend, die an dem Leibchen sichtbar waren, bald wieder wie ein Kranz absterbender Rosen sich um ihren Leib legend, der aus breiten Hüften emporragte, wie der Fuß eines umgestürzten Bechers; in ihren weiteren Wanderungen sich noch tiefer in dem Mysterium der Röcke verlierend, unter welchen die Umrisse der Beine sich kräftig abhoben.

Wo hatte er errathen, daß sie ihm nicht mit unerbittlicher Hand jenes Buch verschließen würde, welches er mit ihr durchzublätern vor Sehnsucht brannte, Kopf an Kopf und Mund an Mund, daß ihr Athem zusammenfließen würde?

Vielleicht unter einem jener dunkelen Durchlässe, in welchen Jene, die sich lieben oder lieben werden, und Jene, die ganz einfach Verlangen nach einander tragen, sich besser sehen in der plötzlich eintretenden Dunkelheit, als bei hellem Tageslichte. Sicher ist, daß sie einig waren, als das Licht wieder erschien. Und er fand sie jetzt viel reizender, weil ihre Füße sich fast unmerklich genähert hatten und Beide sich gedrängt fühlten, einander die unbedeutendsten Dinge von der Welt mit jener bewegten Stimme zu sagen, mit welcher man sagt: Ich bete Dich an!

Ich habe bereits erzählt, daß sie ihm für den folgenden Tag Stelldichein gegeben hatte.

Unser Cadet-Bitard — der scharfsinnige Leser wird an seinen zarten Manieren bemerkt haben, daß er es war — hatte bisher in Betreff ihrer Person nur unbestimmte Vermuthungen. Was er sicher zu wissen glaubte, war so viel, daß er es weder mit einer Dirne, noch mit einem jungen Mädchen zu thun habe, und daß er daher ohne allzu große Gewissensbisse hoffen durfte, einen Hahrei mehr zu machen in diesem majestätischen Versailles, wo die Chemenner schon des äußeren Schmuckes halber die hohen Perrücken aus der Zeit des großen Königs durch irgend etwas auf ihrem Kopfe ersetzen mußten.

Cadet-Bitard fand nunmehr Versailles sehr langweilig und kehrte nach Paris zurück.

II.

Am folgenden Tage zur festgesetzten Stunde fand er sich pünktlich — wie man sich wohl denken kann — in den Gärten von Trianon ein, wo die Unbekannte, wie es unter ähnlichen Umständen üblich ist, ihm Zeit genug ließ, sich zu sammeln. Und da man an der Schwelle des Frühlings stand und das Wetter sehr milde war, das große Rasen-Parterre sich schon mit zartem Grün bedeckte, die Rosen- und Fliederbüsche die ersten Knospen ansetzten, ein leiser Wind mit seinem Säuseln in das Gesumme der wieder erwachenden Käferwelt sich mengte und über den Spiegel des großen Teiches dahin streichend, diesen mit silberschimmernden Krausen überzog: überkam es unsern Cadet-Bitard ganz träumerisch und melancholisch. Die Liebesgötter und Nymphen, die in den wasserlosen Bassins gruppenweise beisammen standen, schauten ihn trübselig und vorwurfsvoll an.

— O Du, der Du liebst, sagten sie ihm, erbarme Dich unser! denn wir waren die Vertrauten, die Beschützer und Götter der Liebe. Sage doch den thörichten Menschen, sie mögen den politischen Rednern weniger Denksäulen errichten und an das Unsterbliche, an die Kunst denken. Wir waren der letzte Widerhall der mythologischen Träume, der letzte Winkel des Olymps. Man wird Dir sagen, daß wir Denkmale der Verschwendung und Bedrückung der Tyrannei sind. Antworte ihnen, daß die Kunst mit Alldem nichts zu thun habe und hoch erhaben stehe über die Nachsicht der Nachwelt. Ueberdies hat der große Hauch der Liebe, der einst durch diese Laubgänge strich, sie für die Unsterblichkeit geläutert. Unter diesen herrlichen Bäumen, am Rande dieses Teiches, in welchem die Sterne sich spiegelten, haben zarte Geständnisse die Herzen bewegt, hat das Liebesflehen seine Thränen geweint, haben die Küsse gelächelt. Ist ein Kuß nicht genug Lösegeld für die Sünden der ganzen

Welt? Was verschlägt's, daß Diejenigen, die hier lachten, weinten und küßten, prächtiger gekleidet waren, als die Gärtnerburfche, die ebenfalls ihre Herzliebsten, mit einer gestohlenen Blume in der Hand, heimlich durch die Blumenbeete verfolgten? Sind nicht alle Menschen gleich in der Liebe, gleich glücklich und gleich elend?

— Es liegt viel Wahres darin, was diese braven steinernen Leute reden, sagte sich Cadet-Bitard.

III.

Da ist sie! Sie trug nicht mehr die Toilette von gestern und schier grollte er ihr darob. Alles, was an ihr etwas veränderte, schien ihm im Voraus eine Entheiligung. Doch fand er bald, daß sie nichts von ihren Reizen eingebüßt habe. Die leichte Anmuth ihres Ganges, die ihm bisher unbekannt gewesen, schien ihm ein neuer Reiz. In dem Maße, als sie sich ihm näherte, schienen ihre Schritte weicher zu werden und jene geheimnißvolle Angst, sich bald in seiner Nähe zu befinden, schien ihm von bester Vorbedeutung. Ein Blitz von rosig angehauchtem Elfenbein schimmerte zwischen ihren Lippen auf, als sie nur mehr einige Schritte von ihm entfernt war. Allein ihre Augen hatten dieselbe grausame, feste Ruhe bewahrt, die sie gestern hatten. Sie erreichte ihn am Rande jenes Rondpoints, wo in der Mitte die vier Jahreszeiten durch Statuen symbolisirt sind. Rasch betraten sie eine stille, dunkle Allee; selbst der Sand knirschte nicht unter ihren Tritten, sondern drückte sich in die feuchte Erde ein. Die Spur ihrer allerliebsten, sehr zierlich bekleideten Füßchen drückte sich gleich einem Siegel in den weichen Boden ein. Ein wahrer Kinderfuß! Der Fersenabfuß kaum breiter als ein Bierzigsousstück. Da Niemand sie sah, kniete er nieder und küßte mit unsäglichem Inbrunst diese Spur. Mit einem leichten Schläge ihres Sonnenschirmes auf seine Finger gebot sie ihm aufzustehen. In der Nähe stand eine Steinbank, die dermaßen mit Moos bewachsen war, daß man glauben mochte, ein Teppich von Utrechter Sammet sei darüber gebreitet. Hier nahmen sie Seite an Seite Platz und blieben eine Weile stumm. Denn die Götter, die Amoren und Faune, die ihnen aus den Dickichten entgegenblickten, schienen Beiden dieselbe süße Sache zuzulüftern. Und ohne Zweifel befolgten sie die Rathschläge der Götter, denn ihre Lippen, die noch nichts gesagt hatten, thaten jetzt weit Besseres. Alles verschwor sich gegen die Ehre des abwesenden Gatten. Nach den Göttern und Faunen waren es der laue Abendwind und das zärtliche Gezwitzchen der zur Nachtruhe rüstenden Vöglein, die ihrer Tugend gefährlich wurden. Und sie sündigten und gefielen sich in ihrer Sünde, was von den Moralisten als erschwerender Umstand angesehen wird. Da er, ohne daß sie ihm Dies wehrte, die obersten Knöpfe ihres Leibchens geöffnet hatte, erblickte er, was er nie wieder vergessen sollte: einen Streifen eines so köstlich festen, wie aus blau geädertem Marmor gemeißelten Busens, daß er schier in Entzücken verging angesichts dieses Wunders der Schöpfung und seine glühende Wange darauf legte, wie um da duftige Kühlung zu suchen. Und der wonnige Rhythmus dieses lebendigen Ruhefissens wiegte ihn einige Augenblicke in unendliche Träume.

— Wollen wir nicht die Marmorstufen besichtigen, welche durch Muffets Gedicht berühmt geworden? fragte sie plötzlich

mit einer hellen, festen Stimme, in der keine innere Erregung nachzitterte.

Und als er aus diesem verzückten Selbstvergessen sich erhob, sah er, daß ihre Augen noch den kalten Glanz von Edelsteinen bewahrt hatten, den kein Hauch der Leidenschaft zu trüben vermocht hatte.

— Es sei, sagte er.

Während sie die Stufen hinaanstiegen, sprach sie aus dem Gedächtnisse die Verse Muffets. Cadet-Bitard aber hörte ihr nicht zu, sondern improvisirte selbst einen jener Verse, aus welchen seine lyrischen Phantasieen sich zusammensetzten und welchen er seinen dichterischen Ruhm verdankt. An die Geliebte gewendet, begann er mit hinreißender Verve zu deklamiren:

Wenn Muffet's Geist mir wär' geliebet,
Auf Marmor nicht, auf Deiner Brust
Hätt' Jubelhymnen ich geschrieben
Von göttergleicher Liebesthust.
u. s. w. u. s. w.

Und als die Stunde kam, wo sie gehen mußte, weil ihr Hahnrei-Gatte sie erwartete, und sie hinter den Hagebutten-Sträuchern verschwunden war, sagte sich unser Freund, daß er den Amoren, Faunen und Waldgöttern gleiche, die hier in stiller Trauer langsam verwittern. In seinem Verlangen, in seinem zerflatterten Traume lebte er fort.

Das Weib ist, ach, ebenso grausam wie die Zeit! . . .

Monologe einer jungen Frau.

Ein berühmter Schriftsteller sagt: „Die Ehe ist das Grab der Liebe; das Kreuz darauf ist die Frau.“ Und der Mann? Der ist natürlich der Todtengräber.

*

Wie? die Ehe soll das Grab der Liebe sein? Aber dann ist ja die Scheidung eine Auferstehung!

*

Wenn mich Einer fragen würde, was dazu gehöre, daß man einen Ehemann betrüge, so würde ich ohne Zögern antworten: Vor Allem ein Ehemann!

*

Es gibt nur zweierlei Ehen in der Welt: solche, in welchen die Verehrer Grund haben, den Gatten zu beneiden und solche, in welchen der Gatte Grund hat, die Verehrer zu beneiden.

*

Wir Frauen feiern unsere Geburtstage, aber wir zählen sie nicht.

*

Was die Ehe ist, weiß ich bereits. Wer lehrt mich aber, was die Liebe sei?

*

Die Männer sagen, wir Frauen könnten nur von heut' auf morgen lieben. Aber wer ist schuld daran?

*

Manche Ehe ist nur dann ein Paradies, wenn auch die Schlange d. i. der Hausfreund da ist.



Wenn man kein Bett hat . . .

Von Catulle Mendès.

I.

Valentin war nachgerade sehr erstaunt über den langen Widerstand, welchen Frau von Caldelis ihm entgegensetzte. Neben dem, daß diese reizende Lebedame durchaus nicht in dem Rufe stand, mit ihrer köstlichen Person allzu geizig zu sein, hatte er guten Grund anzunehmen, — wenn man den zarten Blicken Glauben schenken darf, der langsam zurückgezogenen Hand, dem allerliebsten Geflüster des Liebesgetändels an trauten Abenden in einer Fensternische, am Piano, hinter einer spanischen Wand — er hatte also allen Grund anzunehmen, sage ich, daß er ihr keinen unbefleglichen Widerwillen einslößte; mehr als einmal schon hatte sie, knapp an seinen flehenden Lippen sich haltend, jenes huldvolle Lächeln, das fast der Gewährung eines Kusses gleichkommt. Und doch: seit einem Monate, welchen sie zum Sommer-Aufenthalte auf dem in der Normandie gelegenen Schlosse zubrachten, in welchem Frau von Nuremonde die Festlichkeiten des Winters fortsetzt, war es ihm nicht gelungen, jene entscheidenden Gunstbezeugungen zu empfangen, welche bewirken, daß ein junger Mann, wenn er zum Frühstückstische erscheint, den übrigen Gästen — wenn auch nur diskret — die siegreiche Zuversicht eines Alexander zeigt, der soeben Indien erobert hat. Und in seiner, durch die Verzögerung gesteigerten Begierde war er nahe daran zu glauben, daß ihm nichts anderes übrig bleibe, als zu sterben, wenn ihm nicht in Bälde gestattet werden würde, den girrenden Seufzer zu vernehmen, mit welchem Frau von Caldelis ihre Liebeswonne eingestekt und die zärtlichen Anstrengungen Derjenigen lohnt, denen sie diese Liebeswonne dankt. So kam es, daß er, als er ihr am schwülen Nachmittag in der Platanen-Allee begegnete, nicht umhin konnte, sich in einem Tone zu beklagen, in welchem einige Bitterkeit mit der Unterwürfigkeit des Flehens sich mengte.

— Ach, mein Gott! erwiderte sie mit einem gut nachgeahmten Erröthen, — was würde es mir nützen, noch länger zu heucheln? Es ist wahr, mein Herr, daß ich kein Herz von Stein im Leibe habe und daß Ihre zarte Huldigung, Ihre

stets den meinigen zugewendeten Augen, Ihre flehenden Worte mir endlich Gefühle eingeslößt haben, die den Ihrigen keineswegs abhold sind; und ich bin — ach, das Geständniß ist mir schwer! — ohne Zweifel mehr, als es sich geziemen würde, geneigt, zu Ihren Gunsten mich der Zurückhaltung zu entschlagen, zu welcher meine angeborne Tugend und ein bisher makelloser Lebenswandel mich verpflichten.

— O, welche Freude! rief Valentin aus.

— Aber, der vollständigen Erfüllung Ihrer grausamen und doch so theuren Wünsche steht ein Hinderniß im Wege.

— Ein Hinderniß? Welches Hinderniß? Zweifeln Sie etwa noch an meiner glühenden Anbetung?

— Würde ich so sprechen, wie ich spreche, wenn ich noch einen Zweifel hätte? entgegnete sie.

— Sind Sie etwa der Sorgfalt nicht sicher, die ich anwenden würde, um Ihren guten Ruf gegen jede boshafte Neugierde zu schützen?

— Ich vertraue Ihrer Vorsicht und Ihrer Verschwiegenheit, mein Herr.

— Nun, was hält Sie dann zurück? Sind uns nicht alle Umstände günstig in diesem Schlosse, dessen Bewohner sich um ihre eigenen Vergnügungen allzusehr kümmern, um auf das Glück Anderer zu achten? in diesem Schlosse, wo unserer Beiden Zimmer so nahe beisammen liegen . . .

— In der That, so nahe, daß man, wenn einmal die Lampen ausgelöscht sind, in drei Sekunden von der einen Thür zur andern schlüpfen könnte, ohne die Gefahr einer unwillkommenen Begegnung befürchten zu müssen. Ich habe mir denn auch oft schon gedacht, daß diese große Nähe unserer Thüren wohl nicht so sehr dem Zufall, als einer List von Ihnen zuzuschreiben sei. Aber, Sie sollen Alles erfahren, mein Herr! In dem Zimmer, welches ich bewohne, gibt es ein Bett, das nicht das meinige ist. Allerdings habe ich aus Paris mit all den vielen, kleinen Gegenständen meiner Toilette auch die Fauteuils mitgebracht, in welchen ich zu sitzen pflege, auch den Schrein, wo ich meine Spitzen und meine Juwelen unter Verschuß halte, endlich auch die Chaise-longue, auf der ich Nachmittags zu ruhen gewohnt bin. Denn wie soll eine so zart geartete Person, wie ich es bin, sich solcher Möbel bedienen, die nicht immer einen Theil ihres intimen Lebens gebildet und so vielen Leuten schon gedient haben? Mein Bett jedoch — ein Bett von Cypreholz, mit einem Himmel von blauem Satin, einem Gewölke von Spitzen, und einem Liebesgott, der da seine goldigen Fittige aufthut — mein Bett ist in meinem Palais zu Passy zurückgeblieben. Ich war weit entfernt zu denken, daß die Ausdauer und die Gluth Ihrer Bewerbungen mich die Abwesenheit desselben bedauern lassen könnten. Und darum müssen Sie, mein Herr, für einige Zeit wenigstens, auf die Verwirklichung Ihrer so ungeduldigen Hoffnungen verzichten.

— Ach, Madame, wegen so nichtiger Ursache! . . .

— Was nennen Sie eine nichtige Ursache, mein Herr? Ich könnte nicht mit Behagen auf einem Sessel ruhen, wo schon Andere gesessen hatten; es wäre mir unmöglich, unter meinen Putzsachen und Juwelen herumzukramen in solchen Schubfächern, die hundertmal geöffnet und geschlossen worden durch Gott weiß welche Hände; das Träumen schiene mir un-

Diese Damen



- Madame, der gnä' Herr ist da!
- Welcher?
- Der immer sagt: Gib Moneten oder ich hau'!

und ihre Zöfchen.



— Was wollen Sie, Sophie?

— Ich wollte die Gnädige nur fragen, ob es jetzt Zeit ist, das Fruchtweis zu holen?

ziemlich auf irgend einem gewöhnlichen Sopha und ich sollte mich zur äußersten Hingabe entschließen auf einem Lager, das vor mir dem erstbesten Gaste dargeboten worden, wo allerlei Leute schliefen, schnarchten und liebten? Pfui, mein Herr! Ich hätte bei Ihnen einen feineren Sinn für die Skrupel der Frauen vorausgesetzt. Die Liebe in einem solchen Bett würde die rohe Gewöhnlichkeit eines Nachtmahls in einer Herberge haben, inmitten des Geräusches der Reisenden, die in der rauch- erfüllten Trinkstube am langen Tische sitzen. Hoffen Sie nicht, daß ich jemals zu einem so plumphen Reiseabenteuer mich bereit finden könnte. Bei der Tugend, die mir so theuer ist, schwöre ich, daß ich Ihnen nur angehören werde unter einem blauen Himmel von Satin mit einem Gewölk von Spitzen, an welchem ein Liebesgott seine goldigen Schwingen aufthut!

Sie sprach in einem so entschiedenen Tone, daß er trost- losen Herzens wohl einsah, daß die Hartnäckigkeit der Frau von Caldelis durch nichts zu erweichen sein würde; er ließ denn in erbarmungswürdiger Weise den Kopf hängen, so daß die Dame, nachdem sie ihn lange betrachtet hatte, sich seiner erbarmte und mit einem Nicken Folgendes sagte:

— Muth, nur nicht verzagen! Können Sie wissen, ob ich nicht nach Paris telegraphirt habe und mein Bett von Cypernholz noch vor Einbruch der Nacht hier eintreffen werde?

II.

Wahnsinnig vor Stolz und vor Freude wollte Valentin keinem Anderen die Sorge überlassen, die kostbare Sendung am Bahnhofe in Empfang zu nehmen. Schon lange, bevor der um sieben Uhr 45 Minuten eintreffende Zug signalisirt wurde, ging er auf dem Perron der Bahnstation auf und ab, unweit von einem Kärner und zwei Bauern, die er zur Hülfeleistung gegen reiches Entgelt gedungen hatte. Sein Glück war nahe. Rasch wird das Bett auf den Karren geladen, nach dem Schlosse geschafft und in dem Gemach der Frau von Caldelis aufgestellt sein. Ach, wie lang wird Valentin diesen Abend finden in der langweiligen Stille des Whistspieles und inmitten des Geschwäzes am Theetisch. Doch das langwierigste Warten nimmt einmal ein Ende. Es wird endlich doch die Stunde kommen, da die Lampen ausgelöscht werden, die Gäste eingeschlafen sind, das Schloß in nächtlicher Ruhe daliegt; die süße Stunde, da er die Mauer entlang, im Korridor geräuschlos von einer Thür zur anderen schlüpfen würde, — ihre Thüren waren glücklicher- weise so nahe —; die Stunde, da er unter den ausgebreiteten, goldigen Schwingen eines Liebesgottes die nicht mehr wider- strebende und entzückte Vielgeliebte in seine Arme schließen würde.

Allein, der Zug kam nicht! Sollte dieser Zug Verspätung haben? Der Dienst auf den kleinen Eisenbahn-Linien ist ein so nachlässiger. Doch nein, nein; es wird keine Verspätung geben, gewiß nicht. Es gelang Valentin, seine Ungeduld zu meistern. Um seine Einbildungskraft zu beschäftigen, gab er sich der Träumerei hin; er sah im Geiste die schöne Frau von Caldelis hüllenlos, im Halbdunkel des Lagers die rosige Nackt- heit ihres schönen Leibes zeigend. Doch von einer entsetzlichen Ahnung beklommen, fuhr er plötzlich zusammen. Der Schall der elektrischen Glocken erfüllte die kleine Bahnstation; die Beamten liefen erschreckt und geschäftig hin und her. Auch Valentin eilte hinzu, um sich zu erkundigen. Warmherziger Himmel! er erfuhr,

daß eine Depesche mit der Meldung eingelaufen sei, daß einige Kilometer vor der Station eine Entgleisung des erwarteten Zuges stattgefunden habe. Es gab glücklicherweise keine Todten und keine Verwundeten; aber die Lastwagen, welche das Ge- päck und die Frachtsendungen enthielten, waren zerschmettert, in Splitter gegangen. Valentin stieß einen schrecklichen Fluch aus. Zerbrochen! das anbetungswürdige Bett mit dem Himmel von blauem Satin war zerbrochen! Von namenloser Wuth gejagt rannte Valentin querselbein davon.

Er war in einer so verzweifelten Stimmung, daß er nicht ins Schloß zurückkehren wollte; wenn er jetzt an den Rand eines Abgrundes gerieth, er würde sich sicherlich hinabstürzen. Da er sie nicht besitzen konnte, hatte er nicht den Muth, Die- jenige wiederzusehen, deren Besitz ihm schon so nahe gedünkt hatte. An dem Anblick dieser Augen, die er nicht küssen sollte, dieser Haare, die er nicht ausbreiten sollte über die schneeige Weiße der Schultern, dieses Mundes, an welchem er nicht die vollerschlossene Rose des Kusses pflücken sollte, — an dem Anblick all' dieser Reize wollte er nicht seine Begierde bis zur Raserei sich steigern lassen. Und er rannte noch immer ohne Ziel vor sich hin. Die Sterne blinkten schon lange am Himmel, als er endlich erschöpft inne hielt. Er orientirte sich und schlug den Weg nach dem Schlosse ein. Denn wenn man auch ver- zweifelt ist, muß man doch heimkehren und zu schlafen trachten. Sein Schmerz war ebenso heftig wie tief. Er war in jener Melancholie, wie sie den nicht wieder gutzumachenden Kata- strophen zu folgen pflegt.

III.

Nachdem ein halb verschlafener Diener ihm das Thor geöffnet, nachdem er im Dunkel die Treppe erstiegen, befand er sich auf dem Gange, auf diesem so lieben und doch so trau- rigen Gange, wo seine Wohnung und die der Frau von Cal- delis so nahe bei einander lagen. Er tastete sich feufzend bis zu seiner Thüre fort; doch in dem Augenblicke, als er ein- treten wollte, hörte er im Dunkel eine sanfte, leise Stimme rufen:

— Mein Herr! hören Sie, mein Herr!

— Ach, Grausame, Sie sind's? sagte er. Sie wissen schon, welcher Unglücksfall geschehen?

— Ja; es ist in der That ein sehr großes Unglück!

— Ach, mit dem Bett aus Cyprenholz sind alle meine Hoffnungen in die Brüche gegangen!

— Ohne Zweifel, und ich bedaure Sie mehr als ich es sagen kann. Und doch . . .

Er wandte sich lebhaft um; eine plötzliche Freude durch- strömte sein Herz.

— Und doch? stammelte er.

— Und doch gäbe es vielleicht ein Mittel, das Geschehene gutzumachen.

Frau von Caldelis schwieg, als wollte sie im Dunkel des Ganges ein Wort verleugnen, das ihr entschlüpft war.

— Ach, Madame! flüsterte Valentin, indem er vor ihr in die Kniee sank, — wäre es möglich, daß Ihre Bärtlichkeit stärker sei, als die Ihnen so begründet scheinenden Bedenken? Sollten Sie nicht mehr zurückschaudern vor einer Liebe, welche — wie Sie sagten — die brutale Gewöhnlichkeit eines Nacht- essens in einer Herberge haben würde?

— Nein, nein, mein Herr! Niemals könnte ich mich zur äußersten Hingabe entschließen auf einem Bette, auf welchem so viele Leute schon geschlafen, geschnarcht und wohl auch geliebt haben! Aber in meinem Zimmer steht nicht bloß dieses mir fremde Bett . . .

Er war auf den Knien ganz nahe zu ihr herangerutscht. Ein lauer, köstlicher Duft strömte von ihr aus.

— Es gibt da außerdem — fuhr sie fort — noch eine Chaise-longue von azurblauer Fäule mit Kissen von Sui-pure-Stiderei. Diese Chaise-longue ist mein, mein ganz allein; ich allein habe auf ihr geträumt. Und vielleicht habe ich, auf ihr hingestreckt, in Träumen, welchen Sie nicht ferne waren, mich an den Gedanken gewöhnt, daß diese Chaise-longue fast das Bett sei, das Bett mit dem Himmel von Satin, das in so kläglicher Weise zugrunde gegangen . . .

Narses.

Flüstern ging in seinem Garten
Narses, traurig anzuschau'n.
An die Reize dacht' er, jener
Holdseligsten aller Frau'n.

Theodora, lehre Frau!
Weshalb wurd'st Du Kaiserin?
Weshalb muß ich Dich so lieben,
Da ich doch Eunuche bin?

Warum muß ich für Dich schwärmen,
Muß begehren Deine Minne?
Was erweckst, üppig' Weib Du,
Meine längst entschlaf'nen Sinne?

Warum, ach, muß ich als Bwitter
Elendig mein Dasein fristen,
Während um mich in den Bweigen
Nachtigallenpärdchen nisten?

Nachtigallen, welche singend
Uns bethören unsere Herzen,
Uns erinnern an Vergang'nes,
Uns erregen bitt're Schmerzen.

Theodora, weshalb mußte
Ich denn nur geboren werden?
Ach, was ist das für ein Leben
Ohne Liebe hier auf Erden!

Doch vergeblich waren alle
Schmerzensseufzer dieses Armen.
Bist Du erst Eunuch geworden,
Hat kein Weib mit Dir Erbarmen!

W. S.



Eine moderne Ehe.

Von Pompon.

Bei dem Diner, welches Fürst Pankratiewff neulich gab, machte der Graf Bertrand von Lissay, der en garçon, ohne seine Frau gekommen war, die Wahrnehmung, daß die Herzogin von Linarez ihm sehr entgegenkam. Es war übrigens ein seltsames Diner, bei welchem nahezu alle Klassen von Lebendamen vertreten waren: Künstlerinnen, Tänzerinnen, Halbwelt-Damen; unter all' diesen ragte die Fürstin, so tief sie auch seit ihrer Ehescheidung gefallen war, durch ihren stolzen Gang, ihre vornehme Haltung und ein gewisses Etwas hervor, welches die edle Abstammung kennzeichnet.

Man erzählte sich im Flüstertone, daß sie für schweres Geld dem Fürsten Pankratiewff ihre Gunst schenke, diesem alten Bojaren, dessen rothes, aufgedunsenes Gesicht Trunkenheit und Laster ausschwigte. Aber mein Gott! was redet man nicht Alles? Im Grunde war nichts bewiesen. Bertrand, der sie ehemals in den besten Gesellschaftskreisen kennen gelernt hatte, — es bestand sogar ein entfernter Grad von Verwandtschaft zwischen ihr und seiner Frau — war jetzt ihr gegenüber einigermassen verlegen; er wußte nicht, ob es für ihn passender wäre, als ein Naiver zu gelten, indem er fortführe, trotz der eingetretenen Aenderungen sie mit dem Respekt von ehemals zu behandeln, oder die guten Manieren beiseite lassend, den vertraulichen Ton anzuschlagen, der in diesem Hause herrschte.

Nach kurzem Zaudern entschloß er sich für den Respekt. Ohne Zweifel verdroß Dies die Fürstin; sie hielt sein rücksichtsvolles Benehmen für berechnete Kälte und vielleicht gar für Geringschätzung gegen ihre siegreiche Schönheit.

— Wie kommt es, daß meine Base Sie zu diesem Diner hat kommen lassen? fragte sie ihn plötzlich.

— Oh, erwiderte Bertrand, meine Ehe ist eine durchaus

moderne. Madeleine ist mir eine vortreffliche Gefährtin, die Verständniß hat für die Anforderungen des Lebens und als kluge Frau, die sie ist, sich meinen Vergnügungen niemals widersetzt. Ich füge noch hinzu, daß sie volles Vertrauen zu mir hat.

— Und hat sie damit auch Recht?

Diese Frage ward durch einen so leidenschaftlichen, glühenden, zärtlich-keketteten Blick unterstrichen, daß Bertrand, so gewappnet er auch war, zusammensuhr. Die Fürstin war aber auch reizend in ihrer Robe von schwarzer Grenadine, in welche gestickte Rosen reichlich eingestreut waren, mit ihrem weit ausgeschweiften Medicis-Kragen, der die Wunder eines Busens à la Rubens sehen ließ. Warum sollte sie nicht eine kleine Laune für ihn haben? fragte er sich im Stillen. Der alte Rest von Gefekhaftigkeit gewann in ihm rasch die Oberhand und er begann — zum Spaß, aus purer Neugierde — unter dem Tische ein Knie zu suchen, das sich ihm nicht entzog, — im Gegentheil. Die Berührungen, die anfänglich kaum wahrnehmbar waren und, wenn's noth that, dem Zufall zugeschrieben werden konnten, wurden allmählig deutlicher und nachdrücklicher. Das Knie seiner Nachbarin gestattete entschieden Alles, was ein anständiges Knie nur gestatten konnte, so sehr, daß Bertrand schließlich seinen Lackschuh unter ihren seidenen Ballschuh zu schieben wagte. Und siehe! sie stellte ohne Zögern ihren Fuß auf den seinigen, indem sie in dieser Weise diese Besignahme guthieß.

Der Abend nahm zwischen ihnen den gewöhnlichen Verlauf; es gab Berührungen der Hände, zärtliche Blicke, all' die kleine Münze, die das Angeld bildet auf das große Kapital der Liebe. Um elf Uhr war die arme Mathilde zuhause so ziemlich vergessen und als Bertrand die Fürstin im Vorzimmer in ihren langen, seidengefütterten Mantel hüllte, konnte er sich nicht mehr zurückhalten, sie mit zitternder Stimme zu fragen:

— Es ist noch nicht spät; darf ich sie heimbegleiten?

— Sie? fragte die Fürstin Linarez, ihm voll ins Gesicht schauend. Welch' drollige Idee!

— Es ist so.

— Und was wird meine Base dazu sagen?

— Madeleine wäre sehr gekränkt und ich selbst trostlos, wenn sie etwas erfähre, aber sie wird nichts erfahren. Ein verborgener Fehltritt ist so gut wie verziehen.

— O, diese Ehemänner! alle sind Schürzenjäger! Gut; kommen Sie!

Bertrand wählte sich bei dieser Einladung im siebenten Himmel und hüpfte in den Wagen der Fürstin. Bis man bei ihrem kleinen Hôtel in der Rue Malakoff angekommen war, hatte er schon einige Küßchen als Vorschuß genommen, einige halb und halb riskirte Küßchen auf die Haare und auf den Nacken.

Wie war's erst, als er, nach kurzem Warten in ihrem Boudoir sie in einem malvenfarbenen Deshabillé erscheinen sah, das nichts war als ein duftiges Gewölk von Gaze und Spitzen! Unter dem halboffenen Peignoir sah man den Rock aus glanzreicher Seide, mit Volants von Chantilly-Spitzen auf einer maisfarbenen Unterlage; weiter oben das Nieder aus lila-

farbener peau de soie, mit Brüsseler Spitzen reich besetzt; und von diesem so elegant, so echt weiblichen Ensemble strömte ein scharfer, sinnbetäubender Duft aus.

Bertrand verlor alle Gewalt über sich; er nahm den Kopf der Fürstin in seine Hände und drückte einen jener langen, raffinirten Küsse auf ihre Lippen, welche den verliebten Mann in Brunst versetzen und ihn zu jeder Thorheit fähig machen.

Dann wollte er sie mit einer hastigen Bewegung nach der Chaise-longue ziehen. Allein die Fürstin war ganz ruhig geblieben und machte sich von ihm los; sie betrachtete ihren Gast, dessen Augen mit der Wildheit eines Raubthieres auf ihr hafteten, und sprach:

— Aldies ist sehr hübsch, aber lassen Sie uns jetzt ernsthaft reden.

— Zum Teufel mit dem Ernst in diesem Augenblicke. Wir wollen nachher reden. Komm! . . .

— Lalala! Wenn man nicht vorher redet, so redet man nachher noch weniger. Glauben Sie meiner Erfahrung. Sie sind liebenswürdig, Sie gefallen mir, aber die Geschäfte bleiben immer die Geschäfte. Im Augenblicke bin ich in arger Geldverlegenheit. Setzen Sie sich an diesen Tisch und unterzeichnen Sie mir einen Check auf 40,000 Franken.

— Bierzigtausend! . . . Das wäre mir durchaus unmöglich.

— Dann unterschreiben Sie zwei Wechsel zu 20,000 Francs, auf drei Monate.

— Niemals!

Und Bertrand, der eines jener Sturzbäder empfangen hatte, welche die Kampfbereitesten entwaffnen, schlüpfte in die Ärmel seines Fracks, den er — ich weiß nicht recht weshalb? — in der Hitze der Unterredung abgelegt hatte.

Da pflanzte sich aber die Fürstin vor ihn hin, beide Hände in die Hüften gestemmt, in einer entschlossenen, zum Angriff bereiten Haltung. Das war nicht mehr die bezaubernde, verführerische Sirene, sondern eine Tigerin, die mit kazenhafter Wildheit die Krallen zeigte.

— Mein Lieber, ich mag mir nicht umsonst Ungelegenheiten machen. Ich bin keine Fürstin mehr, verstehen Sie wohl; ich bin eine Dirne, die nichts mehr zu verlieren hat und die folglich Alles wagen darf einer Gesellschaft gegenüber, die ihr den Stuhl vor die Thüre gesetzt hat. Ueberlegen Sie wohl, was ich Ihnen sagen werde: Wenn Sie mir nicht heute noch die zwei Wechsel unterschreiben, die ich fordere, wird morgen meine liebe Base Ihr Abenteuer erfahren, und zwar mit einem Aufwande von Einzelheiten, welche ihr keinen Zweifel an meiner Wahrhaftigkeit lassen werden.

Die Glende! . . . Niemals hätte Bertrand geglaubt, daß ein Weib so tief sinken könne. Wie vernichtet saß er einen Augenblick da, sich den kalten Schweiß von der Stirne trocknend, im Geiste seine Frau sehend, die vertrauensselige, ehrliche Madeleine, die nun Alles erfährt, seine Treulosigkeit entdeckt. Vielleicht wird sein häuslicher Friede für immer zerstört, sein Glück vernichtet sein; er sah einen Bruch, einen Scheidungs-Prozeß, einen Skandal voraus. Brrr! Andererseits lehnte sein ganzer Mannesstolz sich dagegen auf, so schmäglich in eine ihm gestellte Falle zu gehen.

Frau von Pinarez beobachtete ihn kühl; sie schien den Kampf, der sich in ihm abspielte, ihm aus den Mienen zu lesen und reichte ihm die Feder, indem sie mit spöttischer Miene sagte:

— Vorwärts, lieber Herr; fügen Sie sich!

— Nein, ich unterschreibe nicht! schrie er ihr wüthend ins Gesicht. Thuen Sie was Sie wollen.

— Nun wohl, Sie sollen mehr von mir hören.

Und sie läutete einem Diener, daß er „den Herrn Grafen hinausgeleite.“

Auf der Straße angekommen begann Bertrand über die Lage nachzudenken. Er war da in eine schöne Klemme gerathen. Die Fürstin war nicht das Weib, das vor der Ausführung einer Drohung zurückschrickt. Sie hatte — wie sie selbst gesagt — nichts zu verlieren. Was war zu thun? Wie sollte er die Katastrophe abwehren? Plötzlich schlug er sich an die Stirne, wie einer, der einen äußersten Entschluß gefaßt hat. Kaum heimgekehrt, begab er sich in das Gemach seiner Frau, die ihn lesend erwartete. Er setzte sich an ihr Bett und begann — nicht ohne Anstrengung — folgendermaßen:

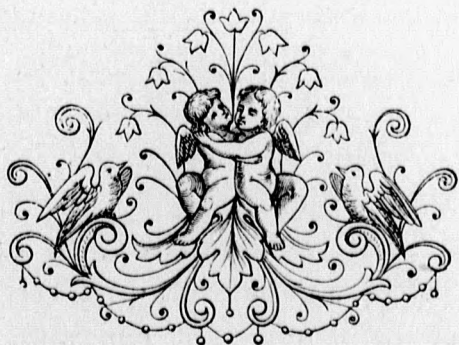
— Meine theure Madeleine, ich habe Dir eine Beichte abzulegen . . . ich werde ganz offen sein. Heute Abend habe ich Dich betrogen; — jawohl betrogen, wenn man die Absicht für die That nehmen kann. Ich beeile mich hinzuzufügen, daß mein Fehltritt nicht über ein Gelüste hinausgegangen ist und daß ich im Grunde nicht strafbar bin. Deine Base, die Fürstin Pinarez, hat mir gedroht, sie werde Dir morgen Alles mittheilen, wenn ich ihr nicht 40,000 Francs gäbe. Ich habe die Sache überlegt . . . ich will lieber Dir Alles eingestehen und für den beabsichtigten Fehltritt eine Strafe von 10,000 Francs zahlen, die Du nach Deinem Belieben für Deine Toilette oder für Deine Armen verwenden magst.

Nicht ohne eine gewisse Beklemmung erhob er die Augen zu seiner Frau, um zu sehen, welche Wirkung seine Beichte hervorgebracht habe. Er fürchtete ein zürnendes Gesicht, tränen- erfüllte Augen zu sehen. Und was sah er? Einen lächelnden Mund und zwei Hände, die ihm entgegengestreckt wurden.

— Bertrand, Du bist ein ganzer Mann! rief Madeleine ihm zu. Du machst mir ein königliches Geschenk und rettest 30,000 Francs. Ich mache Dir mein Kompliment. Du hast dieser armen Fürstin nicht übel mitgespielt. Wenn alle Männer Deinem Beispiele folgten, könnte sie bald die Bude schließen.

— Du vergibst mir also und nimmst die 10,000 Francs an?

— Wie denn nicht, Liebster! Um diesen Preis gestatte ich Dir alle möglichen . . . Gelüste. Und nun mag die Fürstin schreiben was sie will. Führen wir nicht eine moderne Ehe?



Ein beneidenswerther Bassist.

Amalie: „Kennst Du den Bassisten Adolfs?“

Elsa: „Ob ich ihn kenne! Hat er mich doch erst vorgestern wieder im „Nachtlager von Granada“ durch seinen herrlichen Gesang entzückt. Was ist mit ihm?“

Amalie: „Er tritt von der Bühne zurück und soll nun durch einen Andern ersetzt werden.“

Elsa: „Um Gotteswillen, nur kein „Nachtlager“ ohne Adolfs!“

A. B-t.

*

Richtig erklärt.

Zwei Pariser Dämchen durchstöbern das „Journal Officiel.“

— Sag' mir doch, Amanda, was heißt das eigentlich: „Officieller Theil und nicht officieller Theil?“

— Ja, mein Kind, das ist ganz einfach. Sieh', der Baron ist dein officieller Theil, Arthur ist der nicht officielle.

A. B-t.

*

Die Nachgiebige.

Eine Dame, die wegen ihrer Galanterie bekannt ist, sagt in einer Gesellschaft, sie sei die abgesagteste Feindin aller Proceffe.

— Das glaub' ich, bemerkt Jemand, denn Sie sind die Nachgiebigkeit selbst.

A. B-t.

*

Mittel gegen Hitze.

— Bei solcher Hitze macht auch die beste Landparthie kein Vergnügen! Ist Ihnen auch so heiß, liebe Freundin?

— Ach nein; ich habe meinem Mann bei mir — der läßt mich immer kühl.

A. B-t.

*

Alles in Ordnung.

Eine Trödlerin bietet der Schauspielerin S. einen kostbaren Schmuck zum Verkaufe an.

— Ist der Schmuck auch nicht gestohlen?

— Behüte der Himmel, versichert die Trödlerin. Im Vertrauen gesagt: er ist von der Tänzerin Zuani, welche das Unglück gehabt hat, ihren bisherigen Wohlthäter zu verlieren.

— Durch den Tod?

— Ach nein, durch eine andere Tänzerin.

— Nun gut; ich sehe, der Schmuck ist ehrlich verdient.

A. B-t.

*

Meinungsverschiedenheit.

Frau von M. hat das Malheur, in Gegenwart ihres Gemahls und ihres Hausfreundes vom Pferde zu stürzen.

— Bin ich wenigstens gut gefallen? sagt sie, indem sie sich wieder erhebt.

— Ja, sagt der Hausfreund.

— Nein, sagt der Gemahl.

A. B - t.

*

Im Omnibus.

Auf der Fahrt nach Hiesing versucht ein Herr einige Handgreiflichkeiten bei einer ihm gegenüber sitzenden Dame. Entrüstet springt diese auf: „Mein Herr, wo wollen Sie hin?“

„Nach Schönbrunn . . .“

I. P.

*

Beim Ballet.

— Wie gefällt Ihnen diese Tänzerin?

— Der reine Fremdenführer.

— Wieso?

— Zeigt auch Alles.

I. P.

*

Eheleben.

Eine Mutter zu ihrer neuvermählten Tochter:

— Nun, mein Kind, ist Dein Mann immer lebenswürdig gegen Dich?

— Ja, Mama.

— Singt er Dir noch immer Dein Lieblingslied?

— Ja, nur ist er jetzt oft — heiser.

*

Eine Mutter zu ihrer Tochter am Hochzeitsabend.

— Mein liebes Kind, Du wirst jetzt das Brautgemach betreten. Dein Gatte erwartet Dich . . .

Folgen einige Worte im Flüstertone.

Da ruft die junge Frau:

— Ist aber auch er von seinem Papa unterrichtet worden?

*

Theaterdamen.

— Kennst Du die kleine Charlotte vom Blödsinn-Theater?

— Ja.

— Ist sie was werth?

— Höchstens fünfzig Mark.

*

Eine kleine Ballettuse zu einem Anbeter:

— Vergebliche Mühe, mein Herr! mein Herz ist nicht mehr frei . . .

— Aber, mein liebes Kind, ich strebe gar nicht so hoch . . .

*

Trottoirdamen.

— Also, Du ruhst niemals? Ich, meine Liebe, erhole mich zwei Tage in der Woche.

— Das taugt nichts. Man muß immer arbeiten, weil man sonst rostig wird.

*

Stoßseufzer eines Ehemannes.

Wenn ich jemals Kinder bekomme, bitte ich den Himmel nur um das Eine, daß ich ihr Vater sei!

Auf der Amtreise.

Erlebnis eines Juristen.

Erzählung von Apulejus.



Mein Vater, welcher dem vielverlästerten Stande der Advokaten angehörte, war als solcher der Rechtsbeistand mehrerer hocharistokratischen Familien. So kam es, daß er des öfteren über Land fahren mußte, um bei den verschiedensten Gerichten die Interessen seiner Klienten zu verfechten. Als ich nun als blutjunger Doktor der Rechte die Universität verließ und in meines Vaters Kanzlei praktizirte, nahm er mich auf allen seinen Reisen mit, um mich in seine Aenden einzuweihen und Land und Leute kennen lernen zu lassen.

So traf es sich eines Abends, daß mir der Vater sagte:

„Du Richard, packe Deine Sachen; wir müssen gleich morgen in der Früh nach Eggheim fahren zur Warter'schen Testamentsöffnung. Die gesammte Familie ist schon im Schlosse versammelt.“

Es war gerade die herrliche Zeit des Nachfaschings, welcher bekanntlich in die offizielle Fastenzeit fällt, welche aber dem Lebemann die schönsten geschlossenen Kränzchen, Soupers und ähnliche Unterhaltungen bringt. Ein Nachwort des Vaters hatte mich nun plötzlich allen diesen Herrlichkeiten entriickt.

Welcher Ersatz sollte mir dafür geboten werden? Welche Abende, welche Nächte harrten meiner? — Mich schauderte, wenn ich daran dachte. Meine erregte Phantasie malte sich, während unser Wagen gegen Eggheim humpelte, schauerliche Bilder vor. Ich sah mich im Geiste eingepfercht zwischen alten Comtessen, deren knurrenden Mäpffen, steifleinenen Hofrätthen, nobel näselnden Kämmerern und schafsköpfigen Cigierln. Brrr . . .

Da bei unserer Ankunft die Mittagstafel eben im besten Gange war, wollten wir die speisenden Herrschaften nicht stören und ließ der Vater daher für uns in unserem Zimmer ein Tischchen decken. Mit einem Wolfshunger fiel ich junger Mensch über die uns servirten köstlichen Schüsseln her. Erst beim schwarzen Kaffee, umwogt von dem Duft einer feinen Havannah, kam ich zu einiger Ruhe. Wir kamen auf unsere Mission im Schlosse Eggheim zu reden.

„Also morgen Vormittag um 11 Uhr erfolgt im Jagdsaal die Testamentsöffnung,“ sagte mein Vater; „die liebe Verwandtschaft, die jeso auf Schloß Eggheim versammelt ist, wird sich über den Inhalt dieser lestwilligen Verfügungen nicht schlecht wundern, maßen der hochselige Graf Jeden nach Gebühr und Verdienst bedacht hat.“

Unter den zahlreichen Verwandten, die da auf eine Erbschaft hoffen und sich arg enttäuscht sehen dürften, ist ein noch junges Ehepaar zu nennen, das dem alten Grafen seinen



— Schöne Elsässerin, hältst Du es mit den Deutschen oder mit den Franzosen?
— Wer früher mobilisirt, mit dem gehe ich.

Lebensabend verbittert hat. Es ist seine Nichte, Comtesse Ilka, vermählte Gräfin Immenstein und deren Gemahl. Die beiden Leutchen hatten einander an Verschwendung zu übertreffen gesucht und binnen Kurzem ihr Vermögen vergeudet. Dann waren sie vom alten Grafen auf Schmalkost gesetzt worden; mit der Armuth hielt die Zwietracht ihren Einzug in das Haus und ehe drei Jahre um waren, lebten Mann und Frau gesondert. Man weiß über die seitherige Lebensführung der Beiden nichts Nühmliches zu erzählen. Gatte und Gattin haben einander seit zwei Jahren nicht mehr gesehen. Jetzt haben sie sich hier wieder zusammengefunden, weil es verlautet, der alte Graf habe auch sie mit einem Legate bedacht, aber unter der Bedingung, daß sie sich wieder versöhnen und beisammen leben wollen.“

Mein Vater erzählte dann Mehreeres über die anderen Erben, doch interessirten mich diese Dinge nicht sonderlich und ich hörte ihm nur zerstreut zu. Ich dachte an mich selbst. Was sollte ich junger Mensch mit meiner Zeit bis morgen

Vormittags anfangen? Ich, der ich gewohnt war, in der Residenz jede Minute meiner freien Zeit so lustig zu verbringen als nur möglich, mußte nun einen ganzen Nachmittag, einen Abend, eine Nacht und fast einen ganzen Vormittag unthätig vertrauern?

Mein Vater begab sich ins Nebenzimmer und bald hörte ich sein melodisches Schnarchen. Da saß ich denn und konnte Trübsal blasen. Der Kukul soll dieses verwünschte Testament holen! Doch was ein echtes Kind der Großstadt ist, „geht nüt unter“ — wie der Wiener sagt. Es kam mir ein Gedanke.

Mit einer frischangebrannten Zigarre im Munde trat ich auf den Korridor und schritt langsam, einen kleinen Kriegsplan entwerfend, gegen das Treppenhaus zu. Dort angekommen lehnte ich mich ans Geländer und paffte starke Rauchwolken vor mich hin. Es wird schon Jemand vorbeikommen, dachte ich bei mir; diesen Jemand wollte ich dann zu meinem Vortheile aushorchen.

Lange Zeit rührte sich nichts. Die Schatten des Abends hatten sich schon längst herabgesenkt. Ein männliches Individuum erschien, um die Lampen anzuzünden, doch war der Kerl so strohdünn, daß nichts Gescheidtes aus ihm herauszubekommen war. Dann herrschte wieder lautlose Stille.

Da endlich — husch-husch — ein kurzes Geklapper wie von Pantoffelabsätzen, ein Klauschen von gesteihten Rücken — und wie der Blitz flog eine weibliche Gestalt hinter meinem Rücken an mir vorbei in den Corridor des andern Schloßflügels. Das war immerhin etwas, und ich beschloß, dieses flüchtige weibliche Wesen auf seinem Rückwege festzuhalten. Ich faßte daher, hinter einer äußeren Thür-Draperie versteckt, Posto und harrete geduldig auf der Maid Rückkehr. Es war mir eben nicht entgangen, daß die Unbekannte — offenbar ein Kammerkäschen einer der im Schlosse anwesenden Warter'schen Damen — ein reizend gewachsenes, jugendfrisches Mädchen sein mußte. Also frisch zugegriffen! dachte ich und als sie nach wenigen Minuten ahnungslos vorbei wollte, hatte ich sie flugs bei beiden Händen gefaßt. Sie stieß einen leichten Schrei aus und wollte sich meinem Griffe entwinden.

„Hoho,“ flüsterte ich, „nicht so wild, man wird mir armen Fremdling doch noch eine Auskunft geben wollen.“

Das Kätschen schien mich erst für eine andere Person gehalten zu haben, denn sie athmete erleichtert auf, als sie ein fremdes Gesicht erblickte.

„Wenn aber der Fremdling,“ antwortete sie, „wie ein Wegelagerer den Hausleuten auflauert, dann darf er sich über unfremdliche Behandlung nicht beklagen.“

Ich schnitt ein klägliches Gesicht.

„Mußte ich denn nicht? Hätte ich denn eine der Feen dieses Schlosses in meine Hände bekommen, wenn ich nicht ein klein wenig Menschenwitz zu Hilfe gerufen hätte.“

Sie lachte ausgelassen und zeigte dabei zwei Reihen blanker aber etwas spitziger Zähne. Doch das gefiel mir, ich hatte von jeher ein Faible für Weiber, die etwas Raubthierartiges an sich haben.

Mein Kammerkäschen war von diesem Schlage, schlank und sehnig wie ein junger Tiger, funkelnde Augen, weiche Sammetpfötchen mit langen, wohlgepflegten Nägeln. Was mich aber am meisten an ihr entzückte, das war ihre herrliche Büste. Als ich sie so bei den Handknöcheln festhielt und ihre biegsame Gestalt sich drehte und wand, um meinem festen Griffe zu entkommen, zitterten die beiden reizenden Halbfugeln so verführerisch. Mein Kätschen zeigte auch Verstand und Takt, denn es schlug keinen Lärm, machte auch nicht von seinen Krallen Gebrauch, sondern verlegte sich, wie es sich für ein modernes Kultur-Kätschen geziemt, auf's Parlamentiren. In kurzer Frist war mein Kätschen zahm, es „fraß“ — wie man zu sagen pflegt — „aus der Hand“. Meine Angelegenheit, die ich mit ihr zu ordnen hatte, gedieh ganz prächtig. Ich ging ordnungsgemäß vor, wie es sich für einen braven Juristen, der sich in den Paragraphen des Gesetzbuches auskennt, geziemt. Ich reichte meine mündliche Eingabe ein, drückte einen Kuß als Stempel drauf, sie gab mir einen zweiten als Empfangsbestätigung. Dann kam die eigentliche Verhandlung. Wie die Richter alle sind, so ließ auch sie, trotzdem sie bereits informiert war, sich meine Klage noch einmal wiederholen. Ich

that's mit Feuer und suchte den reizenden Gerichtshof mit allen Mitteln von der Rechtlichkeit meiner Ansprüche zu überzeugen. Ich sprach mit der Zunge, mit den Augen und mit den Händen — so daß mich der reizende Gerichtshof zu wiederholten Malen zur Ordnung rufen mußte. Die Verhandlung ging flott, bis schließlich der reizende Gerichtshof erklärte, er müsse sich jetzt zur Beschlußfassung zurückziehen. Das Urtheil werde dann heute Abends um 10 Uhr in einem Gemache des zweiten Stockwerkes (die Thüre wurde mir näher beschrieben) verkündet und auch sofort als rechtskräftig vollstreckt werden.

Damit hüpfte mein Kätschen, meine jüngste Eroberung, fröhlich von dannen, indem sie im Dunkel des Corridors verschwand.

Die Glocke der Schloßuhr schlug scharf die zehnte Stunde, als ich in warmen Hausschuhen, nur in den Unterkleidern und darüber den Winterrock, über den Corridor nach der mir bezeichneten Thüre schlich. Die beim Treppenhaus angebrachte Lampe warf ihr fahles Licht nur wenige Schritte auf den Weg und dann verlor sich der Gang ins Dunkle. Ich schritt also kühn bis ans Ende des Corridors und begann dann laut Instruktion des Kätschens die Thüren zu zählen.

Eins . . . zwei . . . drei . . .

Richtig!

Ich fasse den Drücker, ich drücke . . . die Thüre gibt nach . . . ich trete ein.

Gleichmäßige Athemzüge zeigen mir die Richtung des Bettes an. Ich werfe die wenigen Hüllen, die mich noch beengen, rasch ab und trete zum Bett. Ein Griff vergewissert mich, daß ich nicht irre gegangen; zwei weiche, volle Arme umfassen meinen Nacken und ich versinke in einem Meer von Seligkeit.

Was soll ich sagen? Das Urtheil des reizenden Gerichtshofes ward vollzogen, mir ward mein Recht, wie ich es mir nicht besser wünschen konnte. Schier fünfmal schlug die Nachtigall — wie Altmeister Boccaccio so schön zu erzählen weiß.

Mitten in der süßesten aller Ermattungen flüsterte mir meine tapfere Gegnerin in das Ohr:

„Du böser Mann, hättest Du Das nicht schon vor Jahresfrist thun können?“ . . .

Da lief mir kaltes Grauen über den Rücken bis unter das Haupthaar. Um Gotteswillen, dachte ich, du hast die Thüre verfehlt, bist in ein fremdes Jagdrevier gerathen — am Ende gar in ein gräßliches . . . Blitzschnell überlegte ich: mein Leben, die Ehre einer fremden Dame standen auf dem Spiele. Da mußte rasch gehandelt werden. Bah — dachte ich — sie ist ein Weib und wird sich schon, falls ein Malheur geschieht, tapfer herauslügen. Ich raffte daher meine dürftige Toilette zusammen, flüsterte meiner Schönen ein kaum hörbares „Ich komme sogleich wieder“ zu und tastete mich ohne Fährlichkeiten aus dem Zimmer heraus.

Am folgenden Tage fand die Testaments-Vorlesung statt. Ich wohnte derselben nicht bei, bloß mein Vater. Als er von der Amtshandlung zurückkehrte, erzählte er mir unter Anderem, daß zu allgemeiner Ueberraschung das gräßlich Zinnenstein'sche Ehepaar, das sich noch gestern feindlich gegenüber gestanden, über Nacht versöhnt hätte und somit in den Genuß des ihm bestimmten Legates treten durfte.

Kleine Bosheiten.

Von Titanello.

Fällt ein Stein, so wird er, seiner Wirkung nach, von Sekunde zu Sekunde schwerer und macht am Schlusse einer langen Bahn einen gewaltigen Eindruck; fällt eine Frau, so wird sie von Bett zu Bett eine leichtere Person und macht schließlich gar keinen Eindruck mehr.

*

Eigen Mädchen aus dem Volk unthätig da, so werden sie in der Regel die Hände schützend vor ihr Allerheiligstes in den Schooß legen. Bittet man sie aber, diesen Tempel erschließen zu dürfen, flugs fliegen die Hände an die Ohren. Und es heißt doch: „Wer nicht hören will, muß fühlen.“

*

Bäuerinnen zweifeln an der Liebe ihrer Männer, wenn sie von ihnen nicht mehr geschlagen werden. Bekommen sie denn durch Prügel Kinder?

*

Arthemis ließ Aktäon ein Geweih tragen. Folglich war der Gute ihr Gemahl. Warum hatte er sich aber auch nicht durch die Hörner ihres Wahrzeichens, des Mondes, warnen lassen?

*

Ohrfeigen von Frauenhand sind Telegramme mit Rückantwort.

*

Um zu verhindern, daß sich ihr Gemahl des Abends auf die Strümpfe mache, braucht eine junge Frau nur die ihrigen abzuziehen.

*

Die Moralisten eifern sehr gegen das „Fensterln“. Sie sind in der Regel für diesen Weg zu beleibt.

*

Daphne wurde auf ihre keusche Bitte in einen Lorbeerbaum verwandelt. Was half's? Ihr Kränzlein wurde nun doch Apollo zu Theil.

*

Noah nahm weislich von allem Gethier ein Männlein in seinen Kasten und ein Weiblein. Nicht etwa Gatten: die Reise wäre den armen Geschöpfen zu langweilig geworden.

*

Aphrodites Schönheitsgürtel war nichts Anderes, als das erste Corset.

*

Brünhilde löste den Gürtel und hing ihren königlichen Gemahl in spe an einen Pflock. Mancher junge Gatte möchte sich selbst an einen hübschen Nagel hängen, wenn er gesehen, was der Gürtel log.



Die Lektion.

Von Th. de Banville.

I.

Ja, meine Theure, sprach Frau Zoé Walti, hier wohne ich, in diesem weißen Hause, einer ehemaligen Fischerhütte, deren Inneres ich zu einem Palast umwandeln ließ. Oh, Sie werden mich heute noch besuchen und wir wollen gute Nachbarschaft halten. Sie hatten ganz Recht, Ihre Tante an diesen Strand mitzubringen, dessen salzige Luft ihr die Gesundheit und die Kraft wiedergeben wird. Es wird Ihnen nicht an Gesellschaft mangeln, denn es gibt hier viele Künstler, die den Strand bevölkern, um das Meer zu malen in seiner schlummernden Ruhe und in seinem Löwengröll. Es gibt auch Vertreter der eleganten Welt da, die hieher geflüchtet sind, um endlich andere Kleider anziehen zu dürfen; endlich Poeten, die ohne erfindlichen Zweck herumslendern. Oh, ich habe viele Unterhaltung!

— Ja, entgegnete Frau Lydia Passenon, man weiß, liebe Zoé, wie Sie sich unterhalten. Ihr Ruf ist wohlbegründet und Sie haben eine ziemlich grausame Art, sich die Zeit zu vertreiben.

— Ja, es ist die einzig richtige, köstliche, vernünftige Art. Alle Männer mit einem einzigen Blick zu entzücken und zur Verzweiflung zu treiben; sie wahnsinnig zu machen vor Verlangen und Liebe, sie beredt und erfinderisch und zugleich dumm zu machen wie die Gänse; sie Alles hoffen zu lassen und ihnen niemals Das zu geben, wonach ihre brutale Begierde lechzt; freigebig zu sein mit Seufzern, Lächeln, Händedrücken und, wenn nöthig, selbst mit flüchtigen Küßchen, aber niemals Dasjenige erreichen zu lassen, was den Gegenstand des Kampfes bildet: was kann es Herrlicheres und Ergößlicheres geben? Meine Liebe, es gibt hier viele Männer, kühn, scharfsinnig, behend wie die Affen, durchglüht vom Genie. Es gibt welche mit rothen, blonden und schwarzen Bärten, die Judas, Amadis oder Hercules gleichen. Es gibt da Männer, aus welchen man Schmiede, Märtyrer, Helden machen könnte; ich

habe aus Allen verzückte Liebhaber gemacht, die, wenn sie in meiner Gesellschaft dahin wandeln, die Sprache verlieren, zittern wie Espenlaub und die krausen Löckchen meines Nackens mit einer Art religiöser Furcht betrachten.

— In der That, sagte Frau Passenon, das ist eine seltsame Kunst, die vielleicht neu und originell wäre, wenn sie nicht gewöhnlich wäre wie Gerstenbrod und alt wie die Welt. Denn schließlich hat Molière nicht auf Sie gewartet, um Armande Béjart zu lehren, wie der Fächer in siegreicher Weise gehandhabt werden müsse und um sie unter dem Namen *Célimène* unerhörte Triumphe feiern zu lassen.

— Richtig, sprach Zoé. *Célimène* ist eine schöne Schauspielfigur und für die Ruhe der Familien schrecklich genug; aber im Ganzen eine arme Dame, zu wenig kokett, viel zu ehrlich, und sie macht diesem tollen Alceste die albernsten Zugeständnisse. Merken Sie sich's: in jedem Augenblicke empfangen Sie Zeichen der Bewunderung, welche mir künden, daß ich schön bin und ich berausche mich an den Begierden und Lobeserhebungen, deren Ziel und Gegenstand ich bin. Jetzt, da Sie Wittve sind und Niemanden zu betrügen haben, (wenn nicht alle Welt) sollten Sie meinem Beispiele folgen und einen Lebensweg einschlagen, auf welchem ich die angenehmsten und vielfältigsten Erregungen gefunden.

II.

— Ich will Ihnen meine Meinung sagen, entgegnete Frau Passenon. Ich glaube, daß ein einfacher Gatte oder etwas Aehnliches mir vollkommen genügen würde. Ich habe ein so weiches Gemüth, daß es mir unmöglich wäre, wenn immer zu quälen und ich fürchte, daß ich mich in der eigenen Falle fangen würde. Ueberdies bin ich eine zufriedene, gesunde und einfache Frau. Ich habe einen riesen-Appetit und fühle, daß das Vergnügen, einen oder mehrere Gäste hungern und lechzen zu lassen, für mich eine sehr unvollkommene Kost wäre.

— Ach, rief Zoé Walti, Sie wissen gar nicht, was Sie von sich weisen. Hören Sie. Unter den riesigen und bärtigen Künstlern, von welchen es hier wimmelt und welche meine Augen entzücken wie Selige des Himmels und entsetzen wie todeswürdige Verbrecher, gibt es einen Jüngling, ein wahres Kind, schön wie ein Engel, schüchtern, noch bartlos, der mich leidenschaftlich anbetet, weint um einen Blick von mir, und den ich wie einen Hund behandle. Aber er stirbt nicht durch meine Grausamkeit, denn ich gestatte ihm von Zeit zu Zeit, meinen Arm oder die Härchen meines Nackens mit seinen Lippen zu streifen. Es ist ein junger Musik-Compositeur Namens Paul Charnay, der alle Preise gewonnen hat, einer großen Zukunft entgegengeht und dessen Sanftmuth die Tiger entwaffnen würde. Er hat alle Musik in der Seele, begreift Bach und Beethoven und macht sie auch uns begreiflich. Gerührt von der Unschuld dieses Lammes war ich schon auf dem Punkte, ihm zu verzeihen, entwaffnet zu sein; allein als ich ihn im Meere schwimmen, die Fluthen mit kräftigen Armen theilen sah, entschloß ich mich, ihn zu erwürgen, ihm die grausamsten Qualen zu bereiten; denn alle Männer treiben ihr Spiel mit uns, und dieser Knabe, der sich stellt, als könnte er nicht ein Rosenblatt vom Boden aufheben, ist eigentlich stark wie ein Herkules.

Wollen Sie ihn sehen? Ich sagte ihm, er dürfe heute um drei Uhr kommen. Es fehlen nur mehr zehn Minuten. Ich weiß bestimmt, daß er heute schon seit dem frühen Morgen sich in Ungeduld verzehrt, die Minuten zählt. Kommen Sie zu mir, in meinen kleinen Salon und Sie werden offiziell dem Beginn der Unterhaltung beiwohnen; dann, nach einiger Zeit werden Sie thun als würden Sie weggehen, aber Sie werden da bleiben, nur unsichtbar für Paul sein. An den kleinen Salon stößt mein Boudoir, dessen offen stehende Thür durch eine spanische Wand maskirt ist. In dieses Boudoir werden Sie eintreten; mit einiger Geschicklichkeit werden Sie uns nicht aus den Augen verlieren; Sie werden Alles hören und werden erfahren, was eine kleine Frau, wie ich, einem sogenannten vernünftigen Wesen an Schrecken und Feigheit einflößen kann.

— Wie Sie wollen, erwiderte Frau Passenon. Aber mir scheint, Liebste, daß Sie da ein häßliches Spiel spielen. Ihre Puppen sind nicht mit Hobelspänen gefüllt und wenn Sie gar zu arg fragen, wird es, fürchte ich, Blut und Thränen geben.

— Das sind lauter Kindereien! rief Zoé Walti. Die Männer sind da, um von uns gemartert zu werden und verdienen keine Schonung.

III.

Paul Charnay erschien in dem kleinen Salon, wo die Damen ihn erwarteten. Er war hundertmal schöner als wie Frau Walti gesagt hatte; seine Augen waren zwei Gluthherde; das schönste Blondhaar bildete einen Goldrahmen um sein Gesicht. Man brauchte ihn nicht lange zu betrachten, um zu sehen, daß er in der That in einem verzehrenden Fieber der Ungeduld die Minuten und die Sekunden gezählt habe bis zu der Stunde, in der er vor der Vielgeliebten erscheinen durfte.

— Ah, Sie sind's! rief Zoé brutal. Sie sind wohl da vorbei gekommen? Eine seltsame Idee, daß Sie bei mir vorsprachen; Sie wissen ja, daß ich keine Besuche mag.

In den Augäpfeln des armen jungen Mannes malte sich der Schrecken eines Thieres, das den Todesstreich empfängt. Doch jetzt sandte die Grausame ihm einen freundlichen Blick zu und er ward wieder ruhiger, geheilt, trunken von Dankbarkeit. Er würde sich der Angebeteten zu Füßen geworfen haben, wenn nicht die Gegenwart einer Fremden ihn zurückgehalten hätte.

— Liebe Freundin, sprach Zoé Walti zu Frau Passenon, ich stelle Ihnen hier Herrn Paul Charnay vor. Er ist Musik-Compositeur und mein Freund, obgleich ich ihn anfänglich schlimm genug aufgenommen habe. Aber ich habe ihn gebeten, ein Gedicht von Ronsard für mich in Musik zu setzen und habe mit ihm geschmollt, weil ich sehen mußte, daß er meinen Wunsch vergessen hatte.

— Nein, Madame, ich habe ihn nicht vergessen, rief Charnay. Er setzte sich an das Piano und sang mit warmer, überzeugender Stimme die göttliche Klage:

Voulant, ô ma douce moitié
T'assurer que mon amitié
Ne se verra jamais finie,
Je fis, pour t'en assurer mieux,
Un serment juré par mes yeux
Et par mon coeur et par ma vie.

Trüber Sommer.



— Ein netter Sommer das! Vor lauter Regenschirmen sieht man den Himmel nicht!

— Ja, wenn Du immer nach oben schaust . . .

Auf der Hochzeitsreise.



— Mein Schatz, ich habe das letzte Geld am Roulette verloren!

— Das auch noch!

Er sang die schwärmerischen Verse zu Ende und wußte durch den schmerzlichen Ausdruck seiner Stimme die Melancholie derselben noch zu steigern. Es war der Ausschrei eines Wesens, das vor dem Götzenbilde hinsinkend sich voll und ganz als Opfer anbietet.

— Nein, Das ist nicht das Richtige! sagte Frau Walti mit einem geringschätzigen Mäulchen. Der Liebhaber, den Sie verdolmetschen, liebt nicht so recht, er leidet nicht genug, seine Herzenswunde ist ohne Bedeutung, man sieht, daß er bald genesen werde.

— Glauben Sie? entgegnete der trostlose Künstler, indem er seine ehrlichen Augen zu Zoé erhob.

— Meine Liebe, ich verlasse Sie jetzt, sprach Frau Passenon sich erhebend und ihre Freundin küssend. Ich fürchte, daß ich nicht Ihrer Ansicht wäre und mag keinen musikalischen Streit, denn ein solcher ist der gefährlichste von allen.

Die beiden Frauen verließen den Salon. Frau Walti that, als würde sie ihre Freundin bis zum Ausgang begleiten. In Wirklichkeit begleitete sie dieselbe nach dem kleinen Boudoir, von wo sie das Ende der Komödie sehen und hören sollte.

IV.

Als sie allein waren, nahm Zoé den Künstler wieder in den Zaubervann ihres Blickes; sie tauchte ihn in ein Lächeln, das ihn zum unterwürfigsten ihrer Sklaven machte, und indem sie ihn an das Klavier geleitete, sprach sie:

— Lassen Sie das Lied noch einmal hören; vielleicht ist

es nicht so schlecht, als wie es mir beim ersten Anhören schien. Ich war ohne Zweifel ein wenig gereizt, wie immer in Gegenwart einer Frau.

Paul Charnay begann gehorsam den Liebesgesang von neuem. Seine grausame Freundin hatte sich zu ihm gesetzt, so nahe, daß sie ihn schier berührte. Zuweilen streifte ihre zarte Haut die Wange des jungen Mannes, den auch ihre Haare kitzelten, so daß er tausendfach die süßeste Marter erduldet. Da wagte es Paul, mit seinen brennenden Lippen die Wange Zoé's zu suchen; allein diese wich sogleich erzürnt, mit einem Ausdruck stolzer Entrüstung zurück. Und dieses Spiel wiederholte sich zwanzigmal. Der arme Künstler glühte bis ins innerste Mark, war mehr todt als lebendig, während seine Beschützerin aus vollem Halse lachte, wie ein Kind, das ein Vöglein peiniget.

— Ich hatte Unrecht, sagte sie, als der letzte Ton des Gesanges verhauchte; — ich hatte Unrecht, das Lied ist sehr hübsch. Man würde in der That schier behaupten, daß der Dichter leide und weine, wenn man nicht wüßte, daß diese Leute mit Reimen und Lügen Handel treiben.

— In jedem Falle bezahlt man ihre Waare schlecht, flüsterte Paul Charnay traurig.

— Aber im Grunde haben Sie Recht, fuhr Zoé fort. Als ich Ihnen befahl, diese Arbeit zu machen, habe ich — so viel ich mich erinnere — Ihnen auch etwas dafür versprochen. In Geschäften muß man rechtschaffen sein. Was konnte es sein? Ein Walzer auf dem Kasinoball? oder ein Spaziergang beim

Mondeschein am Strande? Nein; ich erinnere mich jetzt genau: es war ein Kuß, was ich Ihnen verhiess. Nicht wahr, ein Kuß?

— Ja! rief Paul Charnay mit der Gier und Wuth eines Wegelagerers, der einen Reisenden aufällt.

— Nun, es sei! sprach José Walti.

Und sie näherte mit tändelndem Bieren ihre Lippen, so daß sie fast Pauls Mund berührte, so nahe, daß zwischen ihren Lippen und den seinigen kaum eine Haaresbreite Abstand war. Doch in dem Augenblicke, da der Künstler vor Entzücken schier verging, trat die Dame kühl zurück, indem sie in entschlossenem Tone sagte:

— Nein, doch nicht!

— Ja, doch! schrie Paul, indem er sie mit seinen stählernen Armen ergriff und festhielt wie in einem Schraubstock. Er warf sie hin, drängte sie auf die Kissen und behandelte sie ohne Gnade und Barmherzigkeit ganz so wie sie es verdiente. Es war Shakespeare's Widerspänstige, die gezähmt und zur Vernunft gebracht wurde — und zwar mehrere Male nach einander. Und als er Demüthigung auf Demüthigung gehäuft hatte, pflanzte er der Frau José Walti zum Abschied einen Kuß auf die Lippen, der so laut schmalzte wie die Peitsche eines Postillons.

Als er fort war, kam Frau Lydia Passenon aus ihrem Versteck hervor. Sie lachte nicht und höhnte nicht; denn sie war nicht die Frau, die sich auf Kosten einer anderen Frau belustigt.

— Meine Liebe, sprach sie mit aufrichtigem Mitgefühl, ich danke Ihnen für die Lektion, die Sie mir in der Kofetterie gegeben haben. Aber ehrlich gesagt: diese Art kannte ich schon!

Messalinata.

Von Titanello.

I.

Der Vater ein Saufans,
Die Mutter ein' Her',
Drei kleine Geschwister —
Aluß schaffen für sechs.
Bin eine der schönsten
Vom schönen Geschlecht,
Und hab' an das Leben,
So jung, doch ein Recht!
Hier Bänder, dort Schleifen,
Gebauscht und gerafft,
Ich weiß mich zu kleiden
Trotz Linnen und Cassi.
Die Herr'n auf der Straße
Sie nennen mich »chie« —
Ich pfeif' auf den Magddienst,
Ich geh' zur Fabrik!



Angelfischerei.

Von Armand Silvestre.

I.

Wen hätte nicht der herrliche Sonntag in Versuchung geführt mit seinem wolkenlosen Maihimmel und seiner würzigen, klaren Luft? Hundertfache, süße Düfte stiegen aus den mit Flieder und wilden Rosen reich bestandenen Hecken auf. Schon am frühen Morgen lenkte ich meine Schritte nach dem Flusse; rings um mich her zitterte das lebendige Silber der Weidenbüsche; die Frispflanze entfaltete in langer Zeile ihre blauen Helmbüschel; weiterhin, fast am Rande der Uferböschung öffneten die Wasserrosen ihre Goldäuglein mit den milchweißen Augäpfeln.

Das war anfänglich ein ganz harmloser Spaziergang; wenn ich nicht unterwegs langsam die Vergißmeinnicht-Blümchen pflückte, so geschah es nur, weil ich sehr wohl wußte, was sie mir zu sagen hätten. Nicht ohne Nührung betrachtete ich die Hummeln, die mit ihrem schönen Samtleibchen in die vollen Kelche der Klatschrosen niedertauchten. Als ich die letzten Gärten hinter mir hatte, deren Einfriedungen in dichtem Grün verschwanden, ließ ich mich mit den weisesten Absichten der Welt am Stromufer nieder. Ich hatte mir eine schöne Sittenpredigt zu halten über die Schwäche meines Herzens, das von der Liebe durch nichts zu kuriren ist! Weshalb schaute ich hartnäckig immer wieder nach den lebendigen Flecken, die fast zu meinen Füßen die klare Fluth durchfurchten? Es waren Barsche, schöne, saftige Barsche, die da, unbekümmert um meine Anwesenheit, zwischen den Wasserrosen Jagd auf ihre Nahrung machten. Bin ich aber dumm! Diese Thiere widmeten sich ganz einfach der Liebe, da das Gesetz ihnen bis zum 15. Juni Zeit gönnt, in ihrem nassen Element Schindluder zu treiben. Kann dasselbe Gesetz nicht auch uns Menschen mit dem nämlichen Wohlwollen behandeln? Volle zwei Monate freie Brunnzeit, unbekümmert um die öffentliche Moral: wie schön wäre Das! Vorausgesetzt allerdings, daß die Frauen weniger falsch und die Männer weniger einfältig wären.

Die Barsche dachten sicherlich an die lieblichen Unflätigkeiten, die der schönste Theil des Lebens sind. Aber nach der Liebesvöllerei muß man sich doch auch ein wenig stärken. Die Darbietung eines Würmchens wird ihnen gewiß angenehm und nützlich sein. Die Fischerei war jetzt allerdings verboten; allein was riskirte ich? sieben Francs Strafe und dazu eine kleine Predigt von irgend einem Beamten, dessen Meinung mir völlig gleichgiltig war.

Mein Entschluß war schnell gefaßt. In meinem Mißtrauen gegen meine Beharrlichkeit in allen guten Vorsätzen hatte ich eine Anzahl Angeln und einige Meter Schnur in der Tasche mitgebracht; eine Haselgerte, in der Nähe geschnitten, vervollständigte bald die Vorrichtung.

II.

Aha, da ging schon einer den Köder an! Ich hatte die beste Aussicht auf eine schöne Beute. Aber, zum Kukuk! da vernahm ich Schritte hinter mir. Es war ein stattlicher Jüngling mit einem prächtigen Mädchen am Arme. Auch sie gingen auf Beute aus und suchten, gleich mir, ein einsames Plätzchen, allerdings nicht in unschuldiger Absicht wie ich. Sie unterbrachen sich in einem langen Kusse, um sich über mich lustig zu machen. Es waren die ewigen Spöttereien, mit welchen man sich über die Angelfischer belustigt, ohne diese zu entmuthigen. Wir sind über den Meid der Schwachköpfe erhaben! Ich verzieh den Beiden, besonders dem Fräulein, dessen herrliche Schönheit alle Nachsicht verdiente. Reiches, schwarzes Haar floß unter dem gelben Strohhut hernieder; in ihren hellen Augen schienen zwei Veilchen zu träumen; ein Busen, den eine Spigenwolke nur schwach verhüllte; reizende kleine Füßchen, die in rothen Pantoffelchen stakten. Das sind doch wohl mildernde Umstände für die schöne Sünderin. Auch Phryne hat nur in dieser Weise ihren Prozeß gewonnen. Entschieden: ich grollte dieser anbetungswürdigen Person nicht mehr.

Mit dem Burschen war es eine andere Sache. Er war es, der mich mit dem Finger seiner Gefährtin zeigte, um sie auf meine Kosten lachen zu machen. Du, mein Junge, sollst es mir entgelten!

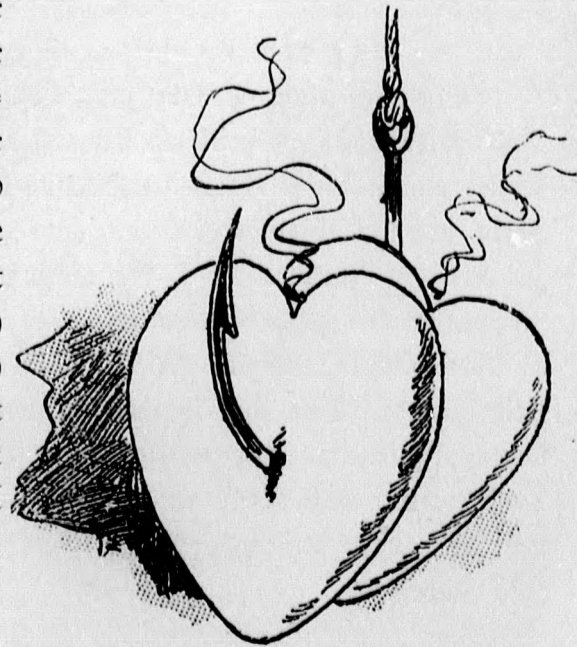
Ruhig, ohne mich zu erzürnen, zog ich den Pfropfen der Leine an mich, steckte meine Angelhaken in die Tasche und folgte dem Pärchen unauffällig. Dieser Winkel der Natur war mir sehr wohl bekannt. Einen Tempel für die schüchterne Liebe gab es da anderwärts nicht, als längs des Flusses, im wohlwollenden Schatten der Weiden. Ich war sicher, daß sie auf ihrem Wege kein Obdach für ihre heimlichen Zärtlichkeiten finden würden. Wo sie Halt machen würden, werde auch ich Halt machen und thun, als ob ich meinen von ihnen verhöhn-ten Zeitvertreib wieder aufnehmen wollte. Meine Nachbarschaft wird den verliebten Jüngling nicht zur Ruhe und Sammlung kommen lassen. Ohne Sammlung aber ist das Liebespiel in Gottes freier Natur beträchtlich riskirt. Ich kenne Leute, die unter solchen Umständen keinen einzigen Trumpf zu finden vermochten und die Partie aufgeben mußten. — Es wird Dir ganz Recht geschehen, Tölpel!

Da ist ein prächtiger Winkel für den Barschenfang. Der Ort ist hundertmal mehr werth, als der andere, den ich ihretwegen aufgeben mußte. Ein wenig Geduld und schöne Bratfischlein werden in dem Taschentuche zappeln, das ich im Voraus auf dem Rasen ausgebreitet hatte. Ich werde das doppelte Vergnügen genießen, einen Unverschämten zu ärgern und dem Gesetz eine Nase drehend reiche Beute heimzuführen. Aber ach! das Schicksal, dieser namenlose Richter, dem wir nicht zu entrinne-ven vermögen, übt oft seltsame Gerechtigkeit. Ich hatte mich an dieser Stelle eingenistet, um zwei Unverschämten unbequem zu werden, die schließlich des Kampfes müde, sich in der Nähe, im hohen Grase niederlassen mußten. Leider sollte

es anders kommen; Jene wurden mir unbequem und verursachten mir eine Zerstreutheit, die sich mit dem Fischfang ganz und gar nicht verträgt. Die Marter, die ich für sie erfunden hatte, wandte sich gegen mich selbst. Vergebens zogen die gefälligen Barsche den Pfropfen vor meinen Augen in die Tiefe; meine Blicke waren anderwärts und meine Gedanken ebenfalls. Ich dachte an das prächtige Mädchen, das der unverschämte Spötter in seinen Armen hielt und mit seinen Küssen verzehrte, umgeben von der Pracht der Lenznatur, in welcher Alles, was da freucht und fleucht, das hohe Lied der Liebe sang. Da gehe Einer auf den Barschenfang mit einem solchen Panorama in der Einbildung! Ich war sehr ungeschickt, alle Fische entkamen mir, einer nach dem andern. Ich allein war der Bestrafte und das war nur gerecht!

III.

Das Schicksal, das mich in meiner eigenen Falle gefangen hatte, schuldete mir wenigstens die Erleichterung einer Sühne. Ich hatte es völlig aufgegeben, Barsche in meine Gewalt zu bekommen, als auf dem Pfade hinter mir abermals Schritte vernehmbar wurden, die einen neuen Ankömmling kündeten. Es war ganz einfach der Herr Feldhüter, der geradeaus auf den Ort zugin- g, wo unser Liebespärchen sein Nest gebaut hatte. Ich konnte mich leicht seinen Blicken entziehen, wenn ich mich hinter dem Stamm einer alten Weide barg, die zwei Schritte von mir entfernt stand. Aber ich konnte auch durch eine einzige Bewegung die Aufmerksamkeit des Feldhüters von den zwei Unglücklichen ab- und auf mich hinlenken. Ein kurzer, aber heftiger Kampf spielte sich in meinem Innern ab. Wenn ich dem Schicksal freien Lauf lasse: welche Rache für mich, aber auch welche Feigheit! Mein Entschluß war gefaßt: ich werde mich opfern, um die ewige, heilige Liebe zu retten. Geräuschvoll warf ich meine Leine wieder ins Wasser und lenkte so den ganzen Zorn des Hüters der öffentlichen Moral auf mein unschuldiges Haupt. Er wagte zu behaupten, daß er mich wieder erkenne und behandelte mich ganz öffentlich als einen rückfälligen Frevler. Ich glaubte hinter mir die helle Stimme der Schönen kichern zu hören, die so leicht entkam und nicht wußte, wem sie ihre Rettung zu verdanken habe. Doch was verschlägt's, von schönem Frauenmunde ausgelacht zu werden? Allem Anscheine nach werde ich diesmal eine doppelte Strafe zu zahlen und eine schärfere Strafpredigt anzuhören haben. Aber was liegt daran! Bei der bekannten Langsamkeit der Rechtspflege wird der Fischfang gewiß wieder frei sein, bis die Gerichtsverhandlung mich wieder in diese Gegend führt. Und dann! . . . dann werde ich mit den Barschen nicht hadern; aber wenn ich das Mädchen, das sich über mich lustig gemacht hat, wieder auf meinem Wege finde, dann will ich ihr was erzählen . . .





Ver Schnappt.

Bei einer Auffahrt am Berliner Hofe erscheinen zum ersten Male wieder Escarpins mit Zubehör.

„Na, die Waden hätte ich meinem Herrn Attaché noch nicht zugetraut,“ meint seine Zimmerwirthin, die natürlich „mitten mang“ ist. „Wenn's man keen Talmi is!“

„O, da thust Du ihm aber Unrecht! Das muß ich doch besser wissen!“ lautet die prompte Antwort des Töchterleins.

R. J.

*

Entre nous.

„Nun, was soll Deine Kleine werden, Zifine?“

„Werden? Aber Polotte, sie ist ja doch schon über vierzehen Jahre!“

R. J.

*

Höhere Töchter.

„Was verstehst Du unter einer Militärvorlage, Röschen?“

„Nun, daß ein Militär vor mir liegt.“

„Und unter einer Militärzulage?“

„Schäme Dich, Jenny!“

R. J.

*

Aus dem Sprechzimmer.

„Ach, Herr Sanitätsrath —“ klagte eine Neuvermählte.

„Nun, was gibt es denn?“

„Mein Mann macht mir rechte Sorge!“

„Wo fehlt's?“

„Sein Schlaf ist nicht normal. Könnten Sie ihm nicht etwas verschreiben?“

„Aha, ich verstehe, einen Schlaftrunk.“

„Behüte Gott! Im Gegentheil!“

R. J.

*

Auf der Berliner Schloßbrücke.

Ein mit seiner Tochter zum Besuch in Berlin weilender Jüd' wird häufig veranlaßt, seine Rebekka, welche die Schaufenster und Sehenswürdigkeiten Berlins allzugründlich in Augenschein nimmt, aufzufordern, mit ihm weiterzugehen, da er sie zu verlieren fürchtet. Auf der Schloßbrücke, der sogenannten Puppenbrücke, welche bekanntlich mit antiken Krieger-Figuren in adamitischem Kostüm geziert ist, verweilte Rebekchen längere Zeit und der Tate, der für ihre Unschuld fürchtet, ruft wiederum: „Rebekka kommste, ich hätte Dir beinah' verloren!“ Doch Rebekka antwortet, auf die Figuren zeigend: „Tateleben, sieh Dir das Rischuß (Unrecht) an, es ist kain ainz'ger Jüd' dabei!“

Ein Haar in der Suppe.

Skizze von Titanello.

Aus dem Seinebabel war die Kunde gekommen, daß dort wieder rothgoldiges Haar in Mode sei, wie in der alten Tiberstadt Rom zur Kaiserzeit. Und in einem Umsehen gleichen Deutschlands Boudoirs Färberwerkstätten; aber es wurde nichts.

In dieser haarigen Zeit gerieth die Stadt Posenuckel in große Aufregung. Eine veritable, waschechte Pariserin weilte in ihren Mauern, und was für eine! Heilige Venus von Milo, welche Grazie, welcher Esprit, welche Toilette und — welche Haare! Das war jenes goldige Roth, wie, wie — ach was, wie man es gar nicht für möglich gehalten hätte. Und sie wußte es zu tragen. Anstatt des Hutcs ein Veilchenkrauz und darüber ein weißer Schleier, — unvergleichlich!

Die kleine Regina Holzapfel, geborene Holzbirn, war außer sich. Auch sie hatte vergebens gesucht, dem Aschblond ihrer prächtigen Zöpfe jene goldige Tinte zu geben. Und nun kam dieses freche Geschöpf und berückte die ganze mannbare Welt von Posenuckel. Auch ihren Gatten, ihren Felix! Aber da kam er ja schon. Und wie freudig erregt!

„Tusch, Tusch, Frau Stadtorganistin, Tusch, Tusch! Nun haben wir auch einen Schüler, den ersten, und was für einen! Da regnet es Louisdors!“ Alle Wetter, war ihm das Fremdwort doch herausgefahren!

„Louisdors?“ entgegnete sie sehr gedehnt. „Was ist denn das für ein „spendabler“ Herr, dieser neue Schüler, über den Du so außer Dir geräthst und ganz vergißt, Deiner getreuen Ehegattin den ihr geziemenden Begrüßungsfuß zu geben? — Nichts da, jetzt bekommst Du keinen!“

Er kratzte sich den Kopf: „Hm, hm, mein Schnutechen, ein Herr ist es nun gerade nicht, es ist eine Dame. Sie sagte, sie habe gestern gefunden, ich spielte die Orgel so schön, und da will sie das Harmoniumspiel von mir lernen!“

„Sooo? und die Mundharmonika werdet Ihr wohl auch zusammen spielen, nicht wahr, Du mit Deiner sauberen Marquise von Hurliburli, oder, wie das Mensch sonst heißen will?! Da werde ich ja überflüssig, da — kann — ich — ja — wohl — gehen!“

„Aber, liebes Kind, so laß' Dich doch —“

„Nein, gar nicht laß' ich mich, Du Abscheulicher! Roth ist sie wie ein Fuchs, und schlau ist sie, wie ein Fuchs, da muß ich freilich die Segel streichen. — Oder versprichst Du mir, nicht hinzugehen? die Stunde abzusagen?“

„Ich kann mich doch nicht lächerlich machen!“

„Lächerlich? Ja, es ist lächerlich, daß eine junge Frau ihren Mann lieber hat, als er es verdient, aber es ist nicht lächerlich, wenn sie ihn vor den Fallstricken einer Dirne —“

„Jetzt ist es aber genug! Du schweigst und thust Deine Pflicht als Weib, ich werde meine Pflicht als Mann thun und Geld erwerben. Jetzt wollen wir essen, um 3 Uhr gehe ich die erste Stunde geben.“

Das war ein trübes Mittagmahl! Sie schluchzte leise vor sich hin, und er las mit gerunzelten Brauen in der „Neuen Musikzeitung“. Sie wagte einen scheuen Blick über die Tischbreite hinüber. War das ihr guter, sanfter Felix, der



— Aber Louise! Du hast ja ein ganzes Fenster vor dem Busen! . . .
— Oh! kaum ein Luftloch . . .

ihr Treue geschworen und sie vor kaum sechs Monaten auf sein ehelich Lager gehoben? Dem sie den Wunsch erfüllte, ehe er noch ausgesprochen, dem sie noch gestern den Rockfragen ausgebeffert? Gerechter Gott, sehen ihre Augen heute überall dieses abscheuliche Rothgold? Was war das auf seinem Rockfragen? Also doch! So weit war es schon gekommen! Ein Haar, ein Frauenhaar, ein rothgoldiges Frauenhaar! Sie trug die Suppe ab, strich an seinem Rücken vorbei, und nahm es fort, o, so vorsichtig, obgleich ihre Hände so zitterten, daß der Suppenlöffel den Zapfenstreich klapperte. Sie zwang die Thränen zurück und eilte in ihr Zimmer. Jetzt galt es einen Kampf bis auf das Messer mit ihrer Feindin. So leicht sollte Jene ihren Felix doch nicht gewinnen! Sie wollte sehen, welchem Mittel Jene die prächtige Haarfarbe verdanke. Vielleicht ließ sich mit der Hilfe desselben noch Alles wenden!

Sie verstand sich darauf, die Farbe auszuziehen. Wozu wäre ihr Vater sonst Chemiker gewesen? Plötzlich erheiterte sich ihr Gesicht mehr und mehr, mit einem halben Jubelschrei stürmte sie in das Wohnzimmer zurück. Schelmisch beugte sie sich über den höchlichst Erstaunten:

„Deine Marquise wird sich keine grauen Haare darüber wachsen lassen, wenn Du nicht kommst, Du ahnungsloser

Bengel Du! Sie hat sie schon!“ Und mit einem zierlichen Knize legte sie das entfärbte Haar auf seinen schwarzen Rockärmel: „Diesen Verräther einer etwas vertraulichen Position von Lehrer und Schülerin fand ich auf Ihrem Rockfragen, Herr Stadtorganist! Ich untersuchte ihn und bin nun ruhig. Gehe nur zu der Französin! Ihre reiche Erfahrung kann Dir nur von Nutzen sein!“

Felix betrachtete stumm das corpus delicti. Dann sah er zu Regina auf. Wo hatte er nur seine Augen gehabt! Hier eine niedliche, junge Frau, und dort — ein alter Toilettenkasten! Keumüthig bedeckte er ihre Hände mit Küssen, und sein feuchtes Auge bat sie beredt um Verzeihung. Diese ward ihm in vollem Maße, denn die kleine Schlange flüsterte ihm ins Ohr:

„Willst Du mich nicht lieber in die Geheimnisse des Harmoniums und des Contrapunktes einweihen?“

„Ist Das noch nöthig?“ wand er lächelnd ein.

„Doch, wenn wir eines guten Erfolges gewiß sein sollen — — —“





In zwanzig Clichés.

Eine Badegeschichte von P—n.

Wie, Unglücklicher? sagte ich zu Wolfram; — Du hast Deine Frau allein nach Heringsdorf gehen lassen? Und doch hast Du mir hundertmal erzählt, daß Du Alles von ihr fürchtest, ihre Koketterie, ihre Leichtlebigkeit und insbesondere die überwältigende Wirkung ihrer Schönheit?

— Allerdings ist Bertha sehr schön, erwiderte mir mein Freund, und in ihren Augen liegt etwas

Begehrliches, was jedem Manne, der ihr in die Nähe kommt, sehr gefährlich werden kann. Allein, die Aerzte haben ihr Seebäder und insbesondere die unvergleichliche Luft von Heringsdorf verordnet. Mich halten noch dringende Geschäfte in Berlin zurück; ich war daher genöthigt, sie allein ziehen zu lassen. Aber, ich habe meine Vorsichts-Maßnahmen getroffen . . .

— Ah! da bin ich aber neugierig.

— Du weißt, es gibt gewisse Informations-Agenturen à la Tricoche & Cacolet, die ihr Handwerk sehr vervollkommenet haben. Schemals begnügte man sich mit einem knappen Tagesbericht, welcher alles Thun und Treiben der Gattin erzählte vom Morgen bis zum Abend und vice versa . . .

— Besonders vice versa!

— Wie Du willst. Allein, diese Berichte konnten auch erlogen sein. Du bezahltest Herrn Tricoche 20 Mark für seinen Bericht und warst nicht sicher, ob Deine Gattin nicht Herrn Cacolet 40 Mark bezahlte, um Deinen Argwohn einzuschlänfern. Das ist heutzutage anders geworden. Dank der Moment-Photographie ist die Wahrheit untrüglich und siegreich. Tag für Tag steht die Frau, ohne es zu wissen, vor dem Lichtbild-Apparat, und Tag für Tag empfängst Du eine Anzahl von Cliché-Abdrücken, die Dir ermöglichen, der fern weilenden Gattin Schritt für Schritt zu folgen. Ist Das nicht wunderbar?

— Gewiß; aber wie ist's in der Nacht? Die interessantesten Clichés fehlen Dir dennoch!

— Dank dem Magnesium-Lichte operirt man in der Nacht genau so wie bei Tage. Das ist ja das ABC der Kunst. So habe ich eben wieder eine Anzahl von Clichés erhalten,

die den gestrigen Tag darstellen. Es sind zwanzig Stück. Wenn Du willst, wollen wir sie zusammen betrachten.

— Schau, Das muß ja sehr interessant sein!

— Da ist Nr. Eins. Neun Uhr Morgens. Bertha ist in der Villa Victoria, die sie bewohnt, eben aufgestanden; sie steht am offenen Fenster, angethan mit ihrem Morgenkleide von rosa Gaze.

— Sie blickt nach dem Wetter aus . . .

— Nein, sie schaut in der Richtung gen Berlin und denkt an mich.

— Augenscheinlich!

— Da ist Nr. Zwei. Zehn Uhr. Bertha tritt aus dem Vorgärtchen, bekleidet mit Rock und Jacke von weißem Flanell; den Kopf bedeckt ein breiter, weißer Strohhut, mit Kornblumen geziert.

— Sie ist anbetungswürdig!

— Und sie ist allein. Da ist Nr. Drei. 10¹/₄ Uhr. Sie steht am Strande, vor dem Musik-Pavillon.

— Aha; es scheint, daß sie da einen Herrn mit schönem, langem Barte getroffen hat.

— Ja; das ist einer unserer Freunde, Herr v. Lassewitz. Ich wußte gar nicht, daß auch er in Heringsdorf sei.

— Nun, jetzt weißt Du es.

— Du siehst, wie praktisch diese Erfindung ist. Nichts entgeht uns.

— In der That. Doch da ist Nr. Vier. 10¹/₂ Uhr. Ah, sie haben den Musik-Pavillon verlassen und spazieren, Seite an Seite, am Strande.

— Oh, ich bin ganz ruhig. Bertha geht ihre Douche nehmen; bald werden sie sich trennen müssen. Da, Nr. Fünf, elf Uhr. Sie verlassen einander vor dem Eingang der Bade-Anstalt; Lassewitz geht seiner Wege . . .

— Ja, er schaut recht heiter drein.

— Er wird wohl an die reiche Ernte denken, die er auf seinen Landgütern heuer zu erwarten hat.

— Rasch Nr. Sechs; ich möchte die Douche sehen.

— Schlingel! Glaubst Du denn, ich bezahle meinen Agenten, um Dir eine Augenweide zu bereiten? Nein, Nr. Sechs, 11¹/₂ Uhr, zeigt sie uns erfrischt und wohlgenuth unter den schattigen Bäumen des Parkes. Da ist Nr. Sieben: sie kehrt nach der Villa Victoria zurück. Nr. Zwölf, Mittag. Was sagst Du zu dieser Toilette von geblühtem Battist und diesem Hute mit Haferbüscheln als Aufputz?

— Und wohin geht Deine Frau in dieser verführerischen Toilette?

— Sie geht zum Frühstück nach dem „Blumengarten“. Nr. Neun, 12¹/₄ Uhr, zeigt sie Dir auf der Terrasse an ihrem kleinen Tischchen sitzend; sie ist Mühreier wie gewöhnlich und trinkt ein Gläschen Cognac dazu. Cliché Nr. Zehn, ein Uhr. Ah, da ist der Lassewitz wieder.

— Laß' mich schauen! Aha, er hat einen Rosenstrauß mitgebracht. Da sitzt er auch schon an demselben Tische und schänkt sich ein Gläschen ein.

— Da ist Nr. Elf. 1¹/₄ Uhr. Bertha hat sich eine Zigarrette angezündet; das ist eine Unart, die ich ihr leider nicht abgewöhnen kann. Er raucht auch; was werden die Leute

sich denken. Cliché Nr. elf macht entschieden einen ungünstigen Eindruck.

— Und Cliché Nr. Zwölf?

— Da ist es. Sie steigen zusammen in einen offenen Wagen. Wohin mögen sie denn nur fahren? Cliché Nr. Dreizehn wird es uns sagen. Zwei Uhr. Aha! Sie sind nach dem kleinen Hafen gefahren und steigen in ein Boot; ich wußte wohl, daß sie nichts Schlimmes vorhaben.

— Aber sie haben keinen Ruderer mit. Deine Frau ergreift das Steuer.

— Oh, Lassewis rudert vorzüglich, da ist keine Gefahr. Nr. Vierzehn. Sie sind schon weit; das Boot ist nur mehr ein kleiner, kaum wahrnehmbarer Punkt. Sie wagen sich zu weit hinaus; wenn nur kein Unglück geschieht! . . . Da ist Nr. fünfzehn; fünf Uhr. Sie landen eben im kleinen Hafen. Bertha sieht sehr ruhig aus.

— Aber der Lassewis schaut sehr ermüdet drein.

— Mein Gott, er hat eben viel gerudert; Das strengt sehr an.

— Das will ich glauben. Laß Nr. sechzehn sehen.

— Nr. sechzehn, sieben Uhr. Bertha tritt aus der Villa Vittoria, um sich zum Diner zu begeben. Wie Du siehst, ist sie wieder allein, das liebe Kind. Sie ist reizend! Am liebsten möchte ich alle Geschäfte im Stiche lassen und zu ihr fahren.

— Wer weiß, ob Du daran nicht sehr gut handeln würdest. . . .

— Da ist Cliché Nr. siebenzehn, acht Uhr Abends. Mein Agent hat da schon bei Magnesiumlicht gearbeitet, der Abdruck ist unklar. Bertha sitzt an der Table d'hôte.

— Und Lassewis?

— Ist auch da, an Bertha's Seite, aber in sehr korrekter Haltung. — Cliché Nr. achtzehn, elf Uhr Abends. Alle Wetter! Bertha und Lassewis gehen Arm in Arm die Vittoria-Allee hinauf. Ich weiß wohl, daß es pure Höflichkeit ist, des Abends einer Dame den Arm anzubieten; aber ich gestehe dennoch, daß ich nicht ganz ruhig bin; ich getraue mich kaum, die Fortsetzung zu sehen.

— Wuth, mein Freund, Wuth!

— Ha! da siehst Du! rief Wolfram triumphirend. Cliché Nr. zwanzig, das letzte; halb ein Uhr Nachts. Bertha schließt die Gitterthür und Herr v. Lassewis geht allein fort. Ein Stein fällt mir vom Herzen.

. . . Ich betrachtete aufmerksam das Cliché, auf welchem Bertha die Thüre schloß und war erstaunt wahrzunehmen, daß sie nicht mehr mit dem Kleide von getupftem Foulard angethan war, das sie an der Table d'hôte getragen, sondern mit dem Hauskleide von rosa Gaze, das sie am Morgen angehabt.

— Ei, mein Freund! rief ich aus; — ich sehe wohl Nr. achtzehn, wo Lassewis sie nach Hause begleitet, und Nr. zwanzig, wo er wieder seiner Wege geht; aber die Sammlung ist nicht vollständig. Wo ist Cliché Nr. neunzehn? Und was geschah während dieses Clichés Nr. neunzehn?

Wolfram war einen Augenblick betroffen; doch faßte er sich bald wieder und sagte mit zufriednem Lächeln:

— Ach, der Agent muß sich in der Nummerirung geirrt haben. . . .

Truglieb.

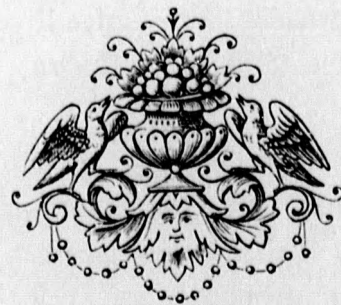
O nimmermehr euch Das gelingt!
Ich liebe sie und damit basta!
Hoch Henriette! Schöner klingt
Nicht Ella, Ulla, Olga, Asta!
Was gelten mir denn auch die Namen
Bum Anstand erst gedrillter Damen!
Mein, gr'ade, weil's mir so behagt:
Ich liebe Pfarrers Kindermagd!

Tagtäglich mit dem Nestling zieht
Den Weg sie längs dem Festungsdamme,
In jeder Hinsicht kernsolid,
Solid wie eine Spreewaldamme.
Cuviva meine Henriette!
Sie blüht gleich einer Goldreinette!
Ich spring' herzu und ungefragt
Schmah' ab ich Pfarrers Kindermagd.

D'rauf wandern weiter beim Geflöt'
Der Sommerflügler wir selbänder,
Mit Keinem tauschte ich, und böt'
Mir Chais heut' ein Alexander!
Nicht König oder Kaiser wollte
Ich sein, wenn Die ich lassen sollte,
Die, wegen der man mich beklagt,
Des Pfarrers saub're Kindermagd.

Grasgrüner Grund im Roggenfeld:
Am Biel. Ein kurzes Viertelstündchen,
Da schläfert ein der kleine Held,
Es streiken Aeugelein und Mündchen;
Und zwischen Aehren, die uns bergen,
Der Welt versteckt und ihren Schergen,
Weiß ich, daß sie mir nichts versagt,
Und liebe Pfarrers Kindermagd.

T. P.



(1)

Der Beseffene.

Roman von Camille Lemonnier.

I.

Der düstere Bann einer trostlosen Landschaft mit einer immer weiteren Ausbreitung von Schneefeldern. Und nur über dem Schrecken der Leere eine hochragende Bergspitze, gleich einem noch höheren Wahrzeichen der Verzweiflung, von einem Zuge dunkler, gallertartiger Wolken umgeben.

Nichts in seiner Lebensweise, noch in seiner Lektüre rechtfertigte das hartnäckige Auftauchen dieser niederdrückenden Landschaft; keinerlei Erinnerung gemahnte ihn an eine Reise nach dem Nordpol. Der Präsident Lépervis war übrigens eine träge Natur, den Mühseligkeiten einer längeren Seereise durchaus abgeneigt. Und darum schien die zehrende Herbit dieser Vision nur umso seltsamer.

Zugleich ward er durch einen immer näher rückenden theilweisen Tod erstarrt; Eisschollen in seinen Gliedern kündeten die Paralyse; und zugleich stand er unter der Gewalt des Dranges, allen Gewissensbissen seines aufgeriebenen Wesens zu Trotz weiterzuleben.

Er schrieb es bald den Lenden, bald dem Magen, bald dem Halse zu, ohne aus einem bestimmten Anzeichen darauf schließen zu können. „Nein, gestand er sich fast bestürzt, das Leiden kommt nicht von da. Und doch bin ich krank. Seit zwei Tagen greift mich Alles an. Sollte ich Hypochonder werden?“ Er zwang sich zu einer anstrengenden Bewegung und streckte den Arm aus, um von dem mit Büchern vollgeräumten Schreibpulte eine Zündhölzchenbüchse herabzulangen. Allein in dem Augenblicke, da er das Zündhölzchen anreiben wollte, empfand er einen solchen Ekel vor dieser unnützen Arbeit, daß er die Schachtel von sich warf und in seinen Lehstuhl zurücksank.

„Und doch wäre es besser, Licht anzuzünden,“ sagte er sich; „ich würde dann diese abscheuliche Schneelandschaft nicht sehen, die sich immer wieder zwischen mich und die Wirklichkeit eindrängt.“

Das heftige Prickeln juckte ihm jetzt an den inneren Handflächen und den Sohlen. Seine Sehnen ballten sich zu einem Klumpen zusammen und es war ihm, als würde Jemand mit aller Gewalt daran zerren. Dann wieder war's ihm, als würde man ihm mit langen Nadeln das Herz durchbohren; ein grausames Reißen und Bersten marterte ihn; er hatte das Gefühl, als würden brutale Finger ihm in der Brusthöhle herumwühlen, um ihm das widerstrebende Herz herauszureißen.

Er war verwundert, keinerlei Umsturz zu fühlen, obgleich sein Herz sich endlich von ihm löste. Sein Körper fühlte sich vielmehr plötzlich erleichtert, als ob die Quelle aller Leiden, der Born allen Ungemachs, der einzige Urgrund aller Qualen, welche das adamitische Geschlecht verheeren, mit einem Schlage verschwunden wäre.

„Es ist also doch wahr, sagte er sich, daß der Mensch, wenn er das Herz nicht hätte, in Ruhe und Frieden auf dem Düngerhaufen seiner Triebe leben würde. Der Fluch, unter welchem wir keuchen, kommt daher, daß dieser Muskel sein böses Wort mit dreinredet in die Dinge dieser Welt, und von

dem ewigen Irrwisch, mit dem er das vollkommene Glück der Gewißheit bekämpft.“

Dieser Kommentar schien ihm erhärtet durch die plötzlichen und unsagbaren Wonnen einer absoluten Ruhe. In dieser Annäherung des Wohlbehagens war die Erinnerung an den überstandenen großen Schmerz nicht ganz ausgelöscht, sondern bestand fort, nur entfernt und zerstäubt. „Ja, das ist das Paradies, dachte er; es geht nichts über diese Empfindung.“

Inzwischen ward sein Herz von einem Geschöpf ohne Gesicht durch die endlose, graue Landschaft davongetragen. Dieser Muskel, so lange mit seinem Leibe verwachsen, nahm allmählig eine menschliche Form an und nun schritten sie Seite an Seite dahin, Beide vom nämlichen Wuchse und Beide ohne Gesicht. Er erkannte die trostlose Landschaft wieder, mit den immer weiter sich ausbreitenden Schneefeldern. Und die Beiden gingen durch diese Landschaft weiter und immer weiter. Der Stumpf seines Herzens weinte auf die Schneefelder blutige Thränen, die sich sogleich zu wunderbaren Blumen umwandelten; und seine Gefährtin bückte sich und pflückte sie und häufte sie in ihren Armen zu dicken Büscheln an. Sie erstiegen zusammen den einsamen Berg, der inmitten der todtten Natur allein aufrecht stand; und als sie auf dem Gipfel angelangt waren, zuckte sein ursprüngliches Herz in einem Vulkan, der unter der mürrischen Verdrossenheit des leeren Firmaments feurige Blüthen mit Lava und Asche spie.

Die Bergspitze hatte übrigens ihre ursprüngliche Form geändert; sie glich jetzt einer ungeheueren Nase inmitten eines fettigen, schleimigen, weißen Meeres.

„Habe ich geträumt? fragte sich der Präsident, indem er heftig nieste. In jedem Falle habe ich nun die Erklärung dieses sonderbaren Unbehagens. In der vorgestrigen Sitzung blies mir eine volle Stunde durch den Ventilator die Kälte auf den Kopf. Warum bedient man sich denn nicht der neuen Systeme?“

Die Anfälle eines inneren Sturmes schüttelten ihn nun Schlag auf Schlag; die Augen waren von Thränen geschwellt; in der Nase prickelte es ihm wie von tausend Ameisen; in den Schläfenwinkeln hämmerte es gewaltig; endlich, nach zwei Explosionen gelang es ihm ein Zündhölzchen in Brand zu stecken. Ein Lichtstrahl blitzte durch das Zimmer. Der Präsident trat an den Spiegel, um sich zu betrachten. „Ich habe nun acht Tage zu thun, bis ich dieses schwammige und aufgedunsene Gesicht wieder in Ordnung bringe.“ Dann, als zum Nachtessen geschellt wurde, ging er in den Speisesaal hinab, nicht ohne vorher sorglich den Hockkragen aufzustülpen.

Eine große Niedergeschlagenheit kündete am folgenden Tage die tiefen Verheerungen dieses blöden Katarhs. Ein Orkan fuhr ihm durch die Höhlungen des Schädels, die Wangen flammten, der Mund war gespreizt, die Augenlider entzündet und schwer. Er erwartete die eruptive Wiederkehr des Niesens, das denn auch Schlag auf Schlag kam. Ihm war, als hätte sein Gehirn sich aufgelöst und eine arge Verkümmern der Verstandes-Thätigkeit war die Folge. Er vermochte nicht zwei Gedanken mit einander in Einklang zu bringen. In der Gerichtssitzung bot er ein verwunderliches Schauspiel. Seine Sätze wurden zuweilen durch Pausen gespalten, während deren er den Niesenanfall losbrechen oder wieder vor-

übergehen ließ. War dies geschehen, dann kam ein Näseln, ein Wiehern, ein Schnarren und Quetschen in der Sprache, die seine Autorität sehr erschütterten und ihn selbst arg verstimmt.

Endlich konnte der Präsident heimkehren und dieser Augenblick schien ihm eine Erlösung. Er verweilte eine halbe Stunde bei seiner Frau, die trüg und schwer auf einer Chaise-longue ruhete. Dann kam Rakma, die Erzieherin, welche die kleine Paula vom Spaziergang heimbrachte, und der Präsident ertappte sich dabei, daß er allen Dreien leere, überflüssige Dinge sagte. Dies verschlimmerte noch seine Laune und er begann in einem heftigen, ungerechtfertigten Ausfall gegen die Köchin zu schimpfen, „weil das ganze Treppenhaus mit dem Gestanke verbrannter Zwiebeln angefüllt sei.“

— Aber, Papa! rief die kleine Paula, das ist nur so eine Einbildung. Ich versichere, daß nicht der geringste Geruch zu verspüren ist.

— Mein Freund, Dein Schnupfen ist Schuld daran, bemerkte Madame Lépervis in sanftem Tone.

Nun erzürnte er sich vollends. Was? sein Schnupfen werde ihn doch nicht des Gebrauches seiner Sinne beraubt haben? Es ist doch merkwürdig, daß er keine Bemerkung wagen darf, ohne abgetrumpft zu werden!

— Und was glauben Sie? fragte er jetzt die Erzieherin.

Doch diese stand schon an der Thüre und zuckte gleichgiltig mit den Achseln, ohne ihm zu antworten.

Dieser Gleichmuth entwaffnete ihn. Er zuckte nun auch seinerseits mit den Achseln und brach in ein gezwungenes Gelächter aus. Dann zog er die kleine Paula an sich und rief:

— Komm, Mädels, und sage Deinem bösen Vater, daß man Unrecht hat, Diejenigen auszuschelten, die man liebt.

Als er wieder in seinem Arbeitskabinet war, — einem kleinen Zimmer im Halbstock, das sein Licht durch ein breites Fenster aus dem Garten empfing — bemächtigte sich seiner von neuem die Niedergeschlagenheit. Er machte sich Vorwürfe über die abgeschmackte Scene von vorhin und beklagte zugleich den lächerlichen Ausgang derselben. Hätte er sich mit seinem Erzürnen Gehorsam zu erzwingen gewußt, so wäre dies eine gute Ableitung seiner Mißstimmung gewesen, die keine andere erkennbare Ursache hatte, als seinen bösen Schnupfen. Anstatt dessen hatte er seine Niederlage leichtthin über sich ergehen lassen. Selbst diese Rakma lehnte sein Ansehen eines Richters und Familienvaters ab.

Sein Kopf löste sich immer mehr in Schleim auf. Er glaubte im Lesen Sammlung zu finden und nahm ein rechtswissenschaftliches Buch zur Hand. Allein nach wenigen Minuten zerflatterte seine Aufmerksamkeit vor dem Gedanken an eine mögliche Erbschaft, welche durch den Tod eines reichen Anverwandten ihnen in Bälde zufallen konnte. Der Kranke wollte allerdings nicht sterben; der Präsident hatte ihm stets liebevolle Gefühle bekundet, aber endlich verdroß ihn die unbegreifliche Hartnäckigkeit, mit welcher Jener sich an das Leben klammerte.

— Sieh! nun wünsche ich gar einem redlichen Menschen den Tod! rief er entrüstet vor sich hin.

Er klappete das Buch zu und da er einsah, daß jeder Versuch, sich zu zerstreuen, vergeblich sein würde, überließ er sich dem steigenden Verfall seines Willens, ging im Zimmer umher, bestieg einen Schemel, um die obere Abtheilung seiner

Bücherei abzustauben, schaute hartnäckig vor sich hin, auf einen Punkt des Raumes, ohne etwas zu sehen. Er war von Ekfel erfüllt gegen seinen richterlichen Talar, gegen die gewohnten Arbeiten, gegen die wohlthunenden Freuden des Familienlebens.

Er stützte die Stirne an die Fensterscheiben und blickte hinaus, wo der düstere, starre Winter sich ausbreitete. Er sah eine geheime Wechselbeziehung zwischen diesem Anblick und der saturnischen Landschaft, deren Vision ihn verfolgte. Ohne Zweifel das Ergebnis einer starken suggestiven Einwirkung. Welche Ironie! dachte er. So wird denn immer und ewig selbst der ernsteste Mensch nur ein Spielzeug der Verhältnisse sein, unter welche das Schicksal ihn gestellt hat?

Ein Riß in den schneeigen Wolken am Firmament legte ein Stückchen blauen Himmel bloß und der Präsident glaubte da ein großes, traurig blickendes Auge zu sehen.

„Ich muß sie verletzt haben,“ sagte er sich, indem er des Achselzuckens der Erzieherin gedachte. „Dieses Mädchen hat schließlich seinen Stolz, den Stolz aller Jener, die geistig höher stehen, als die Stellung, die sie einnehmen. Sie betrachtete mich mit demselben bekümmerten Auge, wie dasjenige, das da oben am Himmel zu träumen scheint.“

„Doch nein, ich selbst träume!“ rief er nach einer Weile aus. „Es ist nicht wahrscheinlich, daß ein anderer Mensch sich in solchen Gedanken ergehe. Ich muß recht krank sein.“

— Herr Präsident! . . .

Er wandte sich um.

Stumm und steif stand sie da, gleich einem blassen Vogel, der mit einem Zug des abendlichen Dunkels durch das Fenster hereingesflogen.

Als der Präsident die erste Ueberraschung überwunden, drängte sich ihm das Wort auf die Lippen: „Wenn man vom Wolfe spricht . . .“ Allein der Ernst der Stunde und der Anblick dieses, wie durch Zauber plötzlich vor ihm aufgetauchten Gesichtes hielten ihn davon zurück, diese Albernheit auszusprechen. Er dachte, daß sie ohne Zweifel gekommen war, um sich über den befehlhaberiichen Ton zu beklagen, in welchem er sie vorhin befragt hatte. Er war darob verdrossen und wenig geneigt, sich nachgiebig zu zeigen. Wenn die bezahlten Mitglieder des Hauses sich so empfindlich zeigten, war ein Zusammenleben nicht mehr möglich.

Allein sie stand stumm, gleichmüthig, undurchdringlich da, ihre Augen in die seinigen versenkend, diese Augen, die schwarzer waren als der Nachthimmel. Ein glühender und magnetischer Blick strahlte von diesen Augen aus, die Gluth eines bisher grausam unterdrückten Lebens loderte auf diesem verrätherischen Herde eines mächtigen Willens auf.

„Das sind nicht die Augen, welche sie vorhin hatte,“ sagte sich Lépervis ganz verblüfft.

„Ich gestehe,“ sprach er, „daß ich vorhin etwas lebhaft zu sein schien . . .“

Doch kaum waren diese Worte ausgesprochen, als er fühlte, daß er damit auf eine schiefe Bahn gerieth. „Nein, nicht Das wollte ich sagen,“ dachte er sich. „Ich komme ja ihren Vorwürfen förmlich entgegen.“ Das Blut stieg ihm zu Kopfe; er war bereit sie zu beschimpfen.

— Uebrigens genug davon! sagte er mit knapper Be-

tonung, die wie eine Verabschiedung klang. Er war jetzt mit sich sehr zufrieden.

— Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen, mein Herr, sprach Jene in gleichgültigem Tone. Ich bin heraufgekommen, um Ihnen zu sagen, daß Jemand unten ist, der Sie zu sprechen wünscht.

— Ah, Jemand? Wirklich? Jemand sucht mich?

Seine Stimme hatte jetzt alle Ueberlegenheit eingeblüht; sie bebte und schwankte in einer sonst ganz ungewohnten Klanghöhe. Die Wirkung dieser im Ton seiner Worte sich äußernden Ueberlegenheit zitterte noch nach, als die Thür hinter der sich Entfernenden sich wieder geräuschlos geschlossen hatte, ebenso geräuschlos, wie sie geöffnet worden.

Der Präsident zündete eine Kerze an; er hatte sein Hauskäppchen zwischen den Aktenstößen verlegt.

— Das sind ganz seltsame Augen, brummte er, indem er vergeblich nach dem Käppchen suchte. Sie glühen wie die Lampen im Dunkel einer Kapelle; ihr Ausdruck ist gebieterisch; es ist als würden sie sagen: verzichte auf alle Hoffnung! Diese Augen sind vollbeladen mit Rachegefühlen für unverziehbare Schmach. . . Augen, die Vergeltung suchten für die ewige Demüthigung des Weibes. . . Was liegt aber weiter daran? schloß er. Sie ist eine Unverschämte. Es gibt eine Art die Leute anzusehen, die schon an sich ein Unrecht ist.

Endlich fand er seine Mütze. Als er in das Sprechzimmer hinunterkam, fand er da einen Menschen, der sich ihm zu Füßen warf und stammelte:

— Ach, mein Herr, niemals werde ich vergessen! . . .

Es war ein armer Teufel, der Bruder einer der Mägde des Hauses. Er hatte eines Nachts sein Weib mit einem Liebhaber betroffen und sie getödtet. Lépervié hatte, als die Angelegenheit zur Aburtheilung kam, die Hauptgeschwornen besucht und die Freisprechung des Unglücklichen erwirkt.

— Gut, gut! . . . sagte er lachend. Aber thun Sie 's nicht wieder! . . .

II.

Eines Morgens erhob sich Lépervié von seinem Lager erleichtert durch die Visionen eines heiteren Traumes. Er hatte die alte, gute Gewohnheit der gemeinsamen Nachtruhe in dem weiten Ehebett beibehalten. Dieses glich vermöge seiner ganz ausnahmsweisen Größe, welche durch die krankhafte Leibesfülle der Frau Präsidentin bedingt wurde, einer geräumigen Postkutsche, in welcher eine ganze Familie bequem hätte reisen können. Seit bald neunzehn Jahren nahm dieses monumentale Lager ihre tadellos-ehelichen Zärtlichkeiten auf, die nach lang andauernder Wärme sich allmählig in eine gewöhnliche, ruhige Zuneigung umgewandelt hatte. Eine gegenseitige Sicherheit bildete die Grundlage ihres Lebens.

Anfänglich erinnerte sich der Präsident nur sehr unvollkommen der unbequemen Empfindungen früherer Tage. Sein Aufstehen vollzog sich in Wohlbehagen, in einer ruhigen Gemüths-Verfassung, auf welche noch — ihm unbewußt — die Wahnvorstellungen dieses lieblichen, leider wieder vergessenen Traumes einwirkten.

Madame Lépervié blieb gewöhnlich bis 10 Uhr zu Bette. Dann richtete sie sich ein wenig in den Polstern auf und nahm eine Chocolate zum Imbiß. Dann kamen Paula und Guy, um ihrer Mutter guten Morgen zu sagen. Hernach erst entschloß sie sich, mit der ihr eigenthümlichen Behäbigkeit ein Morgenkleid umzuwerfen und ihren enormen Leib durch das Zimmer zu schleppen.

Gegen Mittag kam Rakma, um ihr ein wenig vorzulesen, während Paula im Nachbarzimmer halblaut eine Lektion im Deutschen oder Englischen einstudirte. Dann hielten wieder die drückenden Stunden des Nachmittags sie auf ihrem Divan fest, wo sie, mit zerstreuten Händen einer Tapissier-Arbeit obliegend, überzuckerte Früchte kauend, ein wenig Lektüre anhörte oder Paula zum Fleiße aneifernd ihre Zeit zubrachte. Trotz ihrer Apathie trat bei dieser engelgleichen Frau ein vornehmer Zug zutage; wie ihre Seele ohne Makel war, argwöhnte sie bei Anderen niemals das Böse.

Lépervié stand früh auf, beeilte sich in seinem Arbeits-Kabinet ein Frühstück zu nehmen, las seine Zeitungen und seine Korrespondenz; dann, wenn er rasirt war, kleidete er sich an und begab sich in den Justiz-Palast. Seit drei Jahren leitete er die Ehescheidungs-Prozesse. Er ward als makelloser und pünktlicher Richter sehr hoch geschätzt.

Ein wenig isolirt unter seinen Gerichts-Kollegen, die sorgfältig gepflegten Hände in den Manchetten mit Goldknöpfen, welche aus den zurückgeschlagenen, weiten Ärmeln seines schwarzen Richter-Talars herausragten; das breite, an den Wangen leicht geröthete Antlitz mit dem gekräuselten Backenbarte, der mit Asche leicht bestäubt schien; aufrecht und ein wenig zur Feierlichkeit neigend, mit seinem fetten, salbungsvollen Munde, der etwas Predigerhaftes hatte, ward der Präsident bewundert wegen der stolzen Haltung seines Kopfes mit der hohen Stirne und der korrekt gezogenen Linie, welche auf seinem Scheitel das kastanienbraune, in Folge des Gebrauches kosmetischer Mittel glatt ausliegende und in seiner Färbung ein wenig belebte Haupthaar in zwei gleiche Theile sonderte; endlich wegen der ernstesten Würde seines Auftretens, welcher ein leichtes Hinneigen zur Beleidtheit nicht übel ließ.

An diesem Morgen drückte Lépervié seiner Gewohnheit gemäß einen freundschaftlichen Kuß auf die Wangen seiner Gemahlin Lydia, die noch schlummerte; schlüpfte in seinen quadrirten Schlafrock, der mit seinen, bis zu den Pantoffeln herabfallenden geraden Falten ihm selbst in der Intimität der Häuslichkeit eine gewisse Würde bewahrte; fuhr sich mit der Kopfbürste flüchtig über das Haar und öffnete die Thür des Schlafzimmers, um sich nach seinem Arbeits-Kabinet zu begeben. Als er die ersten Stufen herabstieg, sah er einen langen, schwächlichen Schattenriß sich von der Helle des Treppenhauses abheben, und einen braunen, goldig angehauchten Nacken unter den Flechten eines reichen, schwarzen Haares. Es war Rakma, die heraufkam. Er trat zur Seite, um sie vorbeikommen zu lassen. Eine plötzliche Unruhe erfaßte ihn wieder bei dem Gedanken an diese seltsamen Augen und ihre magnetischen Blicke. Und als sie ihn leicht streifend vorbeihuschte, prüfte er das Dunkel unter diesen tiefen Wimpern, bereit, der Wucht der Blicke dieser sinnverwirrenden Augäpfel Stand zu halten.

Das bleiche Gesicht huschte an ihm vorüber, ohne ihn anzublicken, wie eingekapselt in der eigenen Kälte. Sie lispelte kaum hörbar eine höfliche Entschuldigung, und während er, schier unbewußt, noch einen Augenblick stehen blieb, durch das rythmische Wiegen ihrer Hüften festgebannt, setzte sie ihren Aufstiege fort und entschwand alsbald seinen Blicken.

Er trat in sein Kabinet und machte im Augenblick die Wahrnehmung, daß er die Thür desselben fast geräuschvoll zugeworfen hatte. Er öffnete sie wieder, dachte einen Augenblick daran, die Erzieherin zu befragen, dann schloß er sich von neuem ein, diesmal ganz geräuschlos, sich plötzlich dieser, durch nichts gerechtfertigten Vorsicht schämend. Die Aufmerksamkeit, mit welcher er sein eigenes Thun und Gebahren überwachte, begann ihn zu reizen.

— Schließlich ist dieses Mädchen ohne Interesse für mich, brummte er, sich in seinen Lehnsessel werfend. Vielleicht habe ich in ihren Augen nur den Widerschein der in mir sich bergenden oder von auswärts überkommenen Suggestionen gesehen. (Herr Lépervis gehörte zu den Richtern, die sich gern in Paraphrasen ergingen.)

Erst im Justizpalast, nachdem er seine Toga angezogen hatte, gewann er seine Selbstbeherrschung ganz wieder. In dem Augenblick, da er den Vorsitz einnahm, machte er sich kraft der Gewohnheit einen Kopf zurecht, dessen Symmetrie, frei von jeder fremden Beimischung, mit dem kalten Apparate der Justiz in vollem Einklange stand. Besonders an Tagen, an welchen es sensationelle „Prémidären“ gab, die ein zahlreiches Publikum anlockten, liebte er es, ein wenig theatralisch zu posiren.

Die Alltäglichkeit der zur Verhandlung aufgerufenen Strafsachen nahm heute das Interesse des Tribunals nur sehr mäßig in Anspruch. Ein Bedienten-Ghepaar, durch den Ehebruch der Frau entzweit, war ein lebendiger Beweis der stark eingerissenen sittlichen Fäulniß der in die Ausschweifungen ihrer Gebieter verwickelten Dienstleute. Dann kam ein Arbeiter-Ghepaar an die Reihe. Der Mann war ein Säufer und prügelte sein Weib; dasselbe war mit Beulen und blauen Flecken bedeckt. Man gewann einen Einblick in die angenehmen Beziehungen dieser Eheleute aus dem Volke. Hernach folgte eine pathetische Rede eines jungen Advokaten, der für die Auflösung der Ehe eines Beamten plaidirte, dessen Gattin durch ihr heftiges Naturel dem Manne das Haus zur Hölle machte. Die Frau war eine böse Sieben, die selbst unter den Augen der Richter ihre Bosheit nicht meistern konnte.

Die jungen Richter waren fast immer peinlich berührt von der Verworfenheit, welche ihre schonungslosen Untersuchungen vor ihnen bloßlegten; sie blieben einige Zeit dadurch verlegt, wie bei der Berührung mit einer unsauberen, durch unausrottbares Laster angefressenen Menschheit. Aber allmählig verminderte sich der Abscheu vor diesem unflätigen Krankenhause; die Langeweile der langen Sitzungen wurde nicht mehr durch innere Aufregungen verschleucht; sie gewöhnten sich an eine verdrossene Theilnahmslosigkeit; vor der Allgemeinheit des Uebels zog ihr Herz sich zusammen. So war es auch mit Lépervis gekommen, ohne daß man ihm aber hätte vorwerfen können, daß er während der Gerichtsverhandlungen einschlafe, wie es den anderen Richtern oft genug widerfuhr . . .

Eines Abends, als er in seinem Zimmer beim Schein

der Lampe allein war, befragte er sich selbst. Mit dem Schnupfen war auch seine üble Stimmung geschwunden; es war gleichsam eine überstandene Krise, nach welcher er jetzt zu frischeren, froheren Empfindungen kam. Nie war er freudiger als jetzt mit dem verweichlichenden Balsam des Familienlebens gesättigt. Die 42. Geburtstagsfeier seiner Gattin rührte ihn zu Thränen. Lydia verleugnete ihr Alter nicht: denn sie war glücklich, von der Liebe der Ihrigen umgeben zu altern. Er selbst gestand bei Tische, vor seinen Kindern, daß auf dem Wege, der von des Lebens Höhe abwärts führt, nichts den Freuden gegenseitiger Liebe gleichzukommen vermöge. Sein Herz war von einer unsäglichen Milde erfüllt, die ihn zu Entwürfen guter Werke antrieb, zum Erbarmen für die Enterbten des Lebens, für die Armen an Verstand und Sitte.

— Ja, sagte er sich; ich fühle mich wohl, vollkommen wohl; ich habe mein Gleichgewicht wiedergefunden. — Aber warum wendet sie jetzt ihre Augen von mir ab? fragte er sich plötzlich, ohne ersündlichen Grund an Rakma und ihren magnetischen Blick denkend. Und warum finden sich meine Augen — seltsam genug! — immer auf dem Wege nach ihrem so eigenartigen Gesichte? Ich glaube, sie wären anderwärts und konstatire ganz unvermuthet, daß sie an ihr haften wie die Bluteigel.

In der That glaubte er in solchen Augenblicken nicht, daß er sie betrachte. Aber es war ihm, als würde ein anderer Mensch in seine Haut eindringen und mit der heimlichen Neugierde eines Auges, das sich in das seinige einfügte, sie betrachten . . .

III.

Ohne sichtliche Ursache trat bei dem Präsidenten die frühere Verdrossenheit wieder ein.

Eines Abends, als er sich von den Fortschritten Paula's Kenntniß verschaffen wollte, indem er sie über eine grammatikalische Schwierigkeit befragte, erzürnte er sich ob der verworrenen Antwort, die er erhielt. Rakma trat sehr ruhig einen Schritt näher.

— Ich glaube, Herr Präsident, wenn man ihr die Frage in anderer Weise stellen würde . . .

Doch er unterbrach sie trocken.

— Mit Verlaub, ich verabscheue diesen Papagei-Drill. Dann zu seiner Tochter gewendet: Antworten Sie, Fräulein!

Paula war jetzt, in Folge der väterlichen Hartnäckigkeit völlig verwirrt und machte ein verdrossenes Mäulchen. Sie habe Das nicht gelernt, brummte sie.

— Ja, was lernen Sie denn?

Und er schimpfte auf die mißbräuchlichen Gedächtnisübungen, die stets dem Denkvermögen zum Schaden gereichen. Ein boshaftes Vergnügen, die Erzieherin zu demüthigen, feuerte seine Beredsamkeit an.

Doch jetzt trat Frau Lépervis dazwischen.

— Mein Freund, sagte sie sanft, Paula ist bisher mit der Methode ihrer Lehrerin sehr gut weggekommen. Ich weiß nicht, ob es gut wäre, ein anderes Unterrichts-System für sie zu wählen.

— Der Herr Präsident muß Recht haben, sonst würde er sich nicht so ausgedrückt haben.

Rakma sagte Dies in sanftem Tone, anscheinend ohne jede Erregtheit.

Der Präsident schaute betroffen auf, innerlich beschämt über seine Raubheit.

Tage vergingen. Die angeborne Keuschheit des Präsidenten lehnte sich häufig auf gegen die Tyrannei der fremden Augen, die sich in die seinigen zwängten, um unablässig jene anderen Augen zu suchen. Es war in ihm der Aufruhr des guten Gewissens gegen das teuflische Wiedererwachen des Prickelns in seinem Leibe. Allein die überzeugende Eitelkeit übertrieb in ihm das befriedigende Bewußtsein, von dem Weibe begehrt worden zu sein. Der bisher zerstreute Kampf konzentrierte sich dann in dem Jammer des ewig verwundbaren Fleisches.

— Nur gemacht, gemacht! Nach zwanzig Jahren tadelloser Sitten werde ich doch nicht! . . . Ich habe Kinder, welchen ich ein gutes Beispiel geben muß. Und Lydia ist mir doppelt heilig.

Doch bald sah er die Vergeblichkeit dieser inneren Kämpfe ein. Immer wieder eilten seine Augen jenen der Feindin entgegen; er sog sie mit kühler Trunkenheit ein, wie ein Gebräu, das notorisch vergiftet ist und nach dem man dennoch mit tödtlicher Lusternheit Verlangen trägt. Selbst auf der Straße verfolgten ihn die verhängnißvollen Augen, spiegelten sich in den Blicken der vorübergehenden Frauen und bereiteten in seinen Gedanken der Liebe weiche Ruhestätten. Es kam so weit, daß er eine Doppelschichtigkeit seiner Natur zu argwöhnen begann, eine Erscheinung, wie er sie im Laufe seiner richterlichen Untersuchungen oft genug bei Anderen wahrzunehmen Gelegenheit hatte.

Der Gedanke an den Fehltritt — flügelte er — ist wie ein Dieb, der durchaus in das Gehäuse der Seele einzudringen sucht. Ich habe das Unrecht begangen, (noch ist es Zeit, es gutzumachen) dem bösen Gesellen die Thür offen zu lassen . . .

Indeß jagte das Auge weiter durch sein inneres Leben; es nahm allgemach Besitz von ihm und stieg immer tiefer in die trüben Gewässer seines Verlangens hinab.

— Eine große Anstrengung, eine Abspannung meines überreizten Leibes wird vielleicht diesen Zustand hochgradiger Eindrucksfähigkeit mildern, bei welchem die Disziplin meiner Willenskraft mir abhanden kommt.

Der Präsident zwang sich zu anstrengenden Spaziergängen, die er bis über das Weichbild der Stadt ausdehnte. Er hatte seiner Frau über eine Schwere des Kopfes geklagt und sie selbst hatte ihm gerathen, längere Fußwege zu machen, welche Leuten von sitzender Lebensweise stets zuträglich seien. Die mit vollen Lungen eingefogene freie Luft that ihm anfangs sichtlich wohl. Bei Wind und Wetter irrte er umher und redete sich ein, daß das Schaffen und Treiben der im Freien beschäftigten Arbeiter ihn interessire. In Wirklichkeit aber ließ ihn dieser Anblick die niederen Schichten der Menschheit nur noch abstoßender finden. Erschöpft, mit schmutzigen Bein-

kleidern und Stiefeln, von wildem Hunger geplagt kehrte er dann heim, um nach eingenommener reichlicher Mahlzeit zu Bett zu gehen.

Doch bald verlor sich der wohlthuende Reiz dieser Fußparthieen und die früheren Wahnvorstellungen kehrten wieder.

— Träume sind Schäume, sagte er sich. Das hat man davon, wenn man die Bücher der Poeten liest. Dieses Mädchen mit seiner grünlich-bleichen Haut, seinen spitzen Schultern und seinem kärglich ausgefüllten Mieder würde übrigens den anderen Männern kaum gefallen.

— Das ist möglich, antwortete ihm eine innere Stimme; allein für Dich ist sie von einer teuflischen Wirkung, ob Du es nun willst oder nicht; sie ist von einer arglistigen Schönheit, die Dich unterjocht.

— Ha! sollte ich schon in dem Maße vom Uebel erfaßt sein? rief er, seinen Stock heftig zu Boden stoßend. Mir bliebe dann nichts übrig, als mich selber zu verachten . . .

Die Ostern waren gekommen. Seit einer Woche genossen Paula und Guy ihre Ferien auf dem Lande, im Schlosse einer befreundeten Familie. Da gab es Ballplätze, Fahrten auf dem Teiche, Ponies zu Spazierritten. Seit ihrer Abreise war es im Hause des Präsidenten geräumig und still geworden. Die Präsidentin, die ihren müden Leib durch die stillen Zimmer schleppte, empfand diese Einsamkeit schmerzlich. „Die lieben Kleinen müssen sich ja auch ein wenig zerstreuen“ — tröstete sich die Mutter.

Der Präsident in seiner Muße, der während der Feiertagspause weder für die Arbeit, noch für die Denkhätigkeit Muth und Sammlung fand, ward immer tiefer in einen Zustand passiver Sinnlichkeit gezogen. Die Nutzlosigkeit der körperlichen Anstrengungen, die er als Ableitung eines unerklärlichen Uebels suchte, hatte die Rückwirkung, daß er jetzt in der lauen Langeweile seines Arbeits-Kabinetts müßig saß, von Zeit zu Zeit nach einem Buche langend und es bald wieder wegwerfend, weil die Lektüre sein Interesse nicht festzuhalten vermochte. Dann wieder begann er ohne jede Nothwendigkeit lange, ermüdende Wanderungen durch das Haus, vom Keller bis zum Dachboden, unglücklich bis zur Beklommenheit, von einem unüberwindlichen Ekel erfüllt bei dem Gedanken, sich selbst eine Vernunftpredigt halten zu müssen, das Herannahen einer Krise fürchtend, weil er das gewisse Zucken der inneren Handflächen, den Kitzel eines Brechreizes im Magen verspürte.

Ohne Uebergang empfand er die Nothwendigkeit einer Auseinandersetzung mit Rakma.

— Ich werde mich demüthigen; ich werde sie bitten, dieses Haus zu verlassen. Ich werde ihr sagen: die Pflicht, mein Weib, meine Kinder . . . Sie wird mir Gehör schenken.

Diese lächerliche Heuchelei verbarg nur sehr dürftig den Heißhunger seines krankhaften Fleisches.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Jean qui rit.

Redaktion und Verlag: **Budapest, Grenadiergasse 8.**

Verlag von **Gustav Grimm** in Budapest.

Druck von **J. Buschmann** Budapest, Kronprinzgasse 8, Garisch-Bazar.



A. Sieber f.

BUDAPEST

VERLAG
C. GRIMM

Erscheint in 18 Heften. — Subscriptionspreis für das Heft 50 kr. ö. W. = 90 Pf.

Im Verlage von
Gustav Grimm in Budapest

ist soeben erschienen
und durch alle Buchhandlungen zu beziehen :

Witz, Humor, Satyre.

Ein heiteres Lexikon

unter Mitwirkung vieler Humoristen herausgegeben

von

JEAN QUIRIT.

(Redacteur des „Caviar“.)

Zwei starke Bände im Umfange von **80 Bogen = 1280 Seiten** feinsten
Ausstattung; in Umschlag mit Titelzeichnung von G. Sieben kosten beide Bände broschirt
8 Mark = fl. 4 ö. W. In zwei elegante Leinwandbände mit Farbendruck gebunden
10 Mark = fl. 5 ö. W.

„Witz, Humor, Satyre“ bildet eine humoristische Encyclopädie in alphabetischer Ordnung
enthält alles Gute auf dem Gebiete der

Anekdoten, Witze, Aphorismen, Aperçus, feinen Pikanterie
in Prosa und in Versen, mit dem Grundsatz: Alles gute Neue und von Bekanntem das Vorzüglichste.

Ferner ist in gleichem Verlage soeben erschienen und durch jede Buchhandlung
zu beziehen :

Pariser Nächte. | Wie man in Paris liebt.

Aus dem Französischen übersetzt

von

A. Schwarz.

Mit Illustrationen.

Preis 1 Mark = 60 kr. ö. W.

Aus dem Französischen übersetzt

von

A. Schwarz.

Mit Illustrationen.

Preis 1 Mark = 60 kr. ö. W.